
V&R

Philosophie und Psychologie im Dialog

Herausgegeben von
Christoph Hubig und Gerd Jüttemann

Band 21: Alexander Nicolai Wendt / Joachim Funke
Wohin steuert die Psychologie?

Alexander Nicolai Wendt / Joachim Funke

Wohin steuert die Psychologie?

Ein Ausrichtungsversuch

Mit 9 Abbildungen

Vandenhoeck & Ruprecht

Jürgen Bredenkamp und Hans Werbik gewidmet

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über https://dnb.de abrufbar.

© 2022 Vandenhoeck & Ruprecht, Theaterstraße 13, D-37073 Göttingen, ein Imprint der Brill-Gruppe
(Koninklijke Brill NV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc., Boston MA, USA; Brill Asia Pte Ltd, Singapore; Brill Deutschland GmbH, Paderborn, Deutschland; Brill Österreich GmbH, Wien, Österreich)
Koninklijke Brill NV umfasst die Imprints Brill, Brill Nijhoff, Brill Hotei, Brill Schöningh, Brill Fink, Brill mentis, Vandenhoeck & Ruprecht, Böhlau, Verlag Antike und V&R unipress.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: Mariangel Beatriz Mendoza de Wendt

Satz: SchwabScantechnik, Göttingen
Druck und Bindung: ♾ Hubert & Co. BuchPartner, Göttingen
Printed in the EU

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISBN 978-3-525-40800-1

Inhalt

Vorwort 7

Alexander Nicolai Wendt
Philosophischer Teil: Der Platz der Seele in der Welt des Menschen 11

Joachim Funke
Psychologischer Teil: Theoretische Psychologie in Zeiten von »Big Data« 68

Alexander Nicolai Wendt und Joachim Funke
Diskussionsteil: Ein Plädoyer für Veränderung 101

Literatur 126

Christoph Hubig
Nachwort zum Abschluss der Reihe »Philosophie und Psychologie im Dialog« 139

Vorwort

Dieses Buch ist im Frühjahr 2021 unter den einschränkenden Bedingungen einer Pandemie geschrieben worden. Es handelte sich um Bedingungen, die sich wesentlich von denjenigen unterschieden, unter denen der *Inhalt* dieses Buches entstanden ist. Das Denken, das hier in Worte gefasst wird, entstammt der Universität als Ort der Begegnung und »Milieu der Kreativität«. Unsere Begegnungen begannen als diejenigen zwischen Professor und Erstsemester, setzten sich über eine Promotion fort und haben nun die Gestalt einer Beziehung zwischen Emeritus und Postdoc angenommen, ohne ihre Kontinuität zu verlieren.

Es lässt sich ohne Übertreibung sagen, dass die Gedanken, die an dieser Stelle verschriftlicht werden, über ein Jahrzehnt der universitären Gemeinschaft von Dozent und Student gereift sind. Zugleich handelt es sich um eine Gemeinschaft, die vom lebendigen regionalen Miteinander gekennzeichnet ist. Das Psychologische Institut der Universität Heidelberg hat die Atmosphäre beheimatet, in der sich unser Dialog entfalten konnte.

Zu dieser Atmosphäre gehört die geschichtliche Aura des Ortes, die im Staub auf den ältesten Bänden in den Regalen der Institutsbibliothek, den Wilhelm Wundt und William James gewidmeten Gedenktafeln, aber auch in der klandestinen Enklave des Innenhofes, den die Gebäude des Instituts umfassen, vergegenwärtigt ist. Die Genese dieses Buches ist eine ambulatorische – ein gemeinsames Schreiten durch die Heidelberger Hauptstraße oder zum Experimentallabor, das entfernt an die Athener Säulengänge erinnert. Aber auch die zahllosen Diskussionen beim Essen in der »Pasta Bar« haben unsere Ideen geschärft – das Essen selbst blieb

weit weniger gut in Erinnerung als die dort diskutierten Provokationen, die das Mittagessen oft zu einem kleinen Symposion werden ließen, das an den Stehtischen »beim Tchibo« fortgesetzt wurde.

Manche Gedanken brauchen eine Heimat, um zu reifen, oder die Ruhe, die Geborgenheit, um entstehen zu können. Es ist eine geteilte – die Phänomenologie würde sagen: zwischenleibliche – Regionalität, die unserer Schrift vorausgeht. Nicht das rastlose Vagabundieren, sondern die Gelassenheit und das Sich-Einlassen sind die zugrundeliegende Arbeitsweise.

Die Voraussetzung für die Identifikation mit der eigenen Disziplin, die eine wissenschaftstheoretische Reflexion inspiriert, ist die Hingabe an die Sache, die dem organisationspsychologischen Konzept der »Work-Life-Balance« scheinbar diametral entgegensteht. Wir beide sind von der Lage der Psychologie betroffen (»affiziert«), auch wenn der Feierabend oder das Wochenende schon begonnen hat. Weil es uns nicht gleichgültig ist, wohin die Psychologie steuert, denken wir oft (auch zu ungewöhnlichen Zeitpunkten) darüber nach, was die ermöglichenden Bedingungen für eine epistemische (Neu-)Ausrichtung in der Wissenschaft sind. Wissenschaft ist also nicht nur Beruf, sondern Berufung. Der Geist von Max Weber ist natürlich in Heidelberg lebendig.

Allerdings profitiert die Hingabe an den Gegenstand auch von einem entstressten Geist, der nicht unter Zeitdruck steht oder gar dem Terror des »publish or perish« ausgesetzt ist. Arbeit an der Sache ist Teil einer selbstbestimmten Lebensführung und wird daher nicht als Belastung, sondern als Bereicherung angesehen.

Dieses Buch ist auch ein intergenerationales. Wir möchten damit allerdings nicht nur auf unsere Generationen verweisen, sondern uns auch mit Dank an unsere Quellen wenden. Die Beziehung zwischen Doktorand und Doktorvater oder -mutter kann eine Quelle von Besonnenheit sein, und so spannt sich eine Kette in die Geistesgeschichte, deren Glieder jeweils das nächste in die Vergangenheit und Zukunft zusammenhalten.

Ein Glied, das uns vorangeht, ist Jürgen Bredenkamp, dem wir dieses Buch in Dankbarkeit und Verehrung widmen möchten. Sein Name ist ebenfalls mit dem Heidelberger Institut verbunden und steht in enger Verbindung zu Carl Friedrich Graumann, der in den

1960er Jahren begonnen hat, die Heidelberger psychologische Forschung aufzubauen.

Die Habilitationsschrift von Jürgen Bredenkamp (1972: Der Signifikanztest in der psychologischen Forschung) markiert eine methodologische Reflexion über eine der wichtigsten Elemente empirischen Forschens in der Psychologie: den Signifikanztest. Dessen naive Verwendung hat in den vergangenen Jahrzehnten zu einem Missbrauch geführt, der den Erkenntnisgewinn einer ganzen Reihe von spektakulären Publikationen höchst fragil erscheinen lässt und die Notwendigkeit eines tieferen erkenntniskritischen Nachdenkens über die beste Vorgehensweise deutlich macht. Dieses bereits bei Jürgen Bredenkamp sichtbare Bemühen um eine gute Ausrichtung psychologischen Erkenntnisstrebens wird in diesem Buch rund 50 Jahre später wieder von uns aufgegriffen.

Ein anderes uns vorausgehendes Glied ist Hans Werbik, dem wir dieses Buch ebenfalls in Dankbarkeit und Verehrung widmen möchten. Zwar steht Heidelberg nicht im Mittelpunkt von Werbiks Wissenschaftsbiografie, Werbik aber im Mittelpunkt der jüngeren Psychologiegeschichte. Als Denker der psychologischen Handlungstheorie steht der Erlanger Professor für einen konstruktiven und zur Kontroverse bereiten Umgang mit Theorie in der Psychologie. Mit der Gründung der Gesellschaft für Kulturpsychologie im Jahre 1986 hat Werbik einen wichtigen institutionellen Beitrag zum konzeptuellen Pluralismus der Disziplin geleistet. Seine unablässige Bemühung um Interdisziplinarität, den kritischen Blick auf die eigene Disziplin und kreative Erneuerung der Psychologie ist uns Vorbild und Maßstab. Die Gründung der »Arbeitsgruppe Philosophie & Psychologie« im Jahr 2018 ist nur ein weiteres Beispiel für Werbiks gestaltende Kraft im Grundlagendiskurs unseres Faches.

Zusammenhänge dieser Art ermöglichen es erst, den jeweils eigenen Beitrag zu verorten, und wir ermutigen alle Psychologinnen und Psychologen, die Wissenschaftsgeschichte ihrer Forschungsstätte ernst zu nehmen. Erst mit dem Blick auf den geschichtlichen Zusammenhang können wir uns der Nachhaltigkeit unserer Forschung versichern, sie kontextualisieren, sie »verorten«.

Unser Dank gilt an erster Stelle unseren Frauen, die unsere Leidenschaft für das Denken tragen und ertragen. Sodann möchten

wir uns herzlich bei Gerd Jüttemann und Christoph Hubig als den Herausgebern dieser Reihe für ihre wohlwollende und fördernde Betreuung bedanken. Wir empfinden es als Ehre, in dieser wertvollen Schriftenreihe für den Dialog zwischen Philosophie und Psychologie den letzten Beitrag liefern zu dürfen. Ferner bedanken wir uns bei den persönlichen Dialogpartnern, die uns in den letzten Jahren begleitet haben, insbesondere Daniel Holt, Alexandre Métraux, Mark Galliker und Hannes Wendler. Einen letzten Dank sprechen wir im Andenken an Carl Friedrich Graumann (1923–2007) aus, der als Vater des Heidelberger Instituts einer der Riesen ist, auf deren Schultern wir heute stehen dürfen.

Alexander Nicolai Wendt und Joachim Funke

Alexander Nicolai Wendt

Philosophischer Teil: Der Platz der Seele in der Welt des Menschen

Ein Studium ist auch immer eine Initiation. Wer im ersten Semester den Hörsaal betritt, überschreitet im symbolischen Sinne die Schwelle von der alltäglichen Exoterik des *sensus communis* zur Esoterik der wissenschaftlichen Einstellung, also der Geheimlehre der akademischen Rationalität, deren Geheimnis ein offenes ist: Sie ist zwar stets nachvollziehbar, oder soll es sein, doch Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler unterscheiden sich als »Experten« von der breiten Öffentlichkeit gerade dadurch, dass sie sie auch tatsächlich nachvollziehen. Kaum anders stehen sie vor der jungen Studentenschaft als diejenigen, die kraft ihres Wissens Eingeweihte sind. Wer den Schritt über die Schwelle des Hörsaals nimmt, vertraut sich den Dozentinnen und Dozenten jedoch nicht nur als Experten an, sondern auch als Meistern und Prälaten einer über Jahrhunderte tradierten Geisteshaltung der Wissenschaftlichkeit, die zwar nach einem Höchstmaß an rationaler Rechtfertigung strebt, doch sich im Erleben der Studentinnen und Studenten niemals ganz ohne mystischen Charakter etabliert.

Der Grund dafür liegt in der Sache der Bildung selbst, denn im Laufe des Studiums werden junge Erwachsene nicht nur an Sachwissen reicher, sondern vervollkommnen auch ihre geistige Identität. Das heißt aber, dass sie das Wachstum, das ihnen bevorsteht, eingangs noch nicht absehen, sondern allenfalls erahnen können. Hierin ist sowohl das denkwürdige Wesen des Studiums als Initiation in den Habitus der Wissenschaftlichkeit als auch die Universität als Institution des Vertrauens begründet – Vertrauen, das, wie Otto Friedrich Bollnow eingesehen hat, neben Liebe und Geduld auf der Gegenseite auch zu den »Tugenden des Erziehers« gehört (Bollnow, 1978).

Das Studium ist daher nicht nur im Sinne der Strebsamkeit Eifer (lat. *studium*), sondern auch im Sinne der Geltung von Vorbildern oder Idealen, denen die Studentenschaft nacheifert. Ferner ist die Einschreibung eine Kommunion für die *universitas magistrorum et scolarium* und die Matrikel umschreibt ein Noviziat ohne Glaubensgelübde. Es verlangt das gesunde Vertrauen in die Würdigkeit und Gültigkeit der gewählten Disziplin und damit auch in ihre Repräsentantinnen und Repräsentanten – selbst wenn ihnen die Anerkennung in Form der Kritik entgegengebracht wird.

Dieser Zusammenhang findet auch eine Entsprechung in dem Bild, das wir für dieses Buch gewählt haben: dem Ausrichtungsversuch. Ausgerichtet werden kann eine Gruppe oder etwas Einzelnes, doch auch die Gruppe wird durch die einheitliche Richtung gewissermaßen zum Ganzen. Deswegen lässt sich von der Ausrichtung der Disziplin der Psychologie mit dem Bilde des Schiffes sprechen. So manche Kapitänin und mancher Kapitän ist auf diesem Schiff schon gefahren, und Jahr für Jahr heuern Erstsemester auf ihm an. Sie werden zur Besatzung und die Überfahrt prägt sie wie die raue See, sodass sie als Landratten das erste Mal an Deck und als Seebären wieder von Bord gehen. Denjenigen, die als Schiffsjunge oder Leichtmatrose auf ein Schiff kommen, bleibt nichts anderes übrig, als sich den Herausforderungen und Abenteuern, die vor ihnen liegen, zu stellen. Der pathetische Ausruf »oh captain, my captain«, der für den von Tom Schulman geschriebenen Filmklassiker »Dead Poets Society« steht, ist ein Ausdruck des Vertrauens, das der charismatischen Autorität eines Lehrers oder einer Dozentin gleich derjenigen eines auf See fahrenden Kapitäns geschenkt wird.

Auch am Anfang meiner Studienzeit steht diese Erfahrung. Nicht wissend, worum es sich bei der Psychologie als Disziplin *wirklich* handele, und ohne die Autorität und Kenntnis für einen eigenen Ansatz öffnete ich mich – nicht ohne Skepsis oder eigene Meinung – eifrig und bereitwillig für den Einfluss der Lehre. Zum Psychologen bin ich dabei jedoch nicht vermittels spezifischer Wissensbestände allein geworden, sondern durch dasjenige, was Alfred Schütz im Anschluss an Edmund Husserl »Habitualisierung« genannt hat (Schütz, 2003). Nicht der Inhalt bestandener Klausuren selbst, die teilweise den Biologie- und teilweise den Führerscheintests der Schulzeit ähnelten, hat das disziplinäre Selbstverständnis

gewährt, sondern die »Sedimentierung« der Wissensbestände, die den Habitus des Psychologen entstehen ließen.

Wichtiger als die Kenntnis der Neuroanatomie war der regelmäßige und jahrelange Umgang einerseits mit denjenigen, die den in der Regel festen Entschluss gefasst hatten, ihre bürgerliche Identität mit der Disziplin der Psychologie zu verschmelzen, also Kommilitoninnen und Kommilitonen, und andererseits Personen, die das Selbstvertrauen und die Gewohnheit besaßen, sich selbst als Psychologinnen und Psychologen zu präsentieren, den Dozentinnen und Dozenten. Das bedeutet auch, dass Abschlüsse und Diplome die Übernahme der gesellschaftlichen Rolle nur legitimieren oder für sie eine Routine bahnen. Die Initiation als Psychologin oder Psychologe besteht nicht im Ritual der Verleihungszeremonie, sondern in der Gewöhnung an die akademischen Riten des Forschens, Überprüfens oder Erhebens, ohne dass für diese Riten die Kodifizierung möglich wäre. Die Äquatortaufe für Studentinnen und Studenten ist kein einheitlicher Erwerb von symbolischem Kapital, sondern der Vollzug einer disziplinären Praxis, der sich beispielsweise in der Übernahme eines Jargons abzeichnet.

In anderen Worten: Der Übergang in die Sphäre der akademischen Wissenschaftlichkeit ist keine reine Kenntnisvermittlung für Personen, die für das, was auf sie zukommt, gänzlich bereit wären. Vielmehr ist das Studium eine Überforderung und gerade dadurch Bildung, denn das Mehr an Geistigkeit, das die hochschulische Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden schafft, bietet der Freiheit der Persönlichkeitsentwicklung Raum. Das bedeutet aber, dass Studentinnen wie Studenten die Bedingungen und Zusammenhänge ihrer akademischen Sozialisation erst begreifen können, sobald ihre Bildung erfolgt ist. Am Anfang steht der Vertrauensvorschuss, dass die geistigen Gepflogenheiten der gewählten Disziplin recht und gerecht seien.

Was aber rechtfertigt die institutionelle Autorität des Lehrkörpers, dass sich also auf ihn Hoffnung und Vertrauen des akademischen Nachwuchses vereinen? Was, so ließe sich anders fragen, ist die Eigenheit des Rufes auf einen Lehrstuhl oder der Lehrauftrag, dass sie die Lehrenden mit dem Recht ausstatten, die Studentenschaft nach ihrer Anschauung der jeweiligen Disziplin zu prägen? Die Antwort kann nicht allein in einem Bildungsmonopol staat-

licher Macht liegen, denn sonst stünde die Universität nicht in Tradition der Athener Akademie, sondern der Sophisten. Ebenso wenig darf es heißen, dass die einzige Alternative Verwahrlosung sei, da einer Gesellschaft schlichtweg nur eine Riege an Akademikern zur Verfügung stünde, denn es müsste sogleich gefragt werden, was die Akademiker als Akademiker auszeichnete – Tradition allein macht noch keine Lehrer. Die Crux liegt folglich im Anspruch auf Disziplinarität, der artikuliert, warum die einen und nicht andere Psychologie – oder jedes andere Fach – lehren.

Allein, eine formale Herleitung des Anspruchs auf Disziplinarität bleibt im Zuge des Studiums gemeinhin aus – davon ist die Psychologie keine Ausnahme. Eine Taxonomie der Subdisziplinen, des Unterschieds zwischen Grundlagen- und Anwendungswissenschaft oder die Abgrenzung einer quantitativen von einer qualitativen, einer natur- von einer geisteswissenschaftlichen sowie einer hypothesengenerierenden von einer hypothesenüberprüfenden Verfahrensweise – nämlich eine wissenschaftstheoretische Propädeutik – wird zwar oftmals methodologisch zur Verfügung gestellt, doch die Deduktion der Notwendigkeit der zeitgenössischen Art und Weise, Psychologie zu betreiben, also der »herrschenden Lehre«, erfolgt zumeist nicht. Kurzum: Das Psychologiestudium wird nicht durch eine lückenlose Ableitung des Erkenntnisanspruchs aus der Geistesgeschichte und der reinen Vernunft eingeleitet. Es ist eine Initiation, in der man sich dank der Sedimentierung von Wissensbeständen an den Eindruck gewöhnt, dazuzugehören, denn die Rechtfertigung für die Lehre ist in der Regel nur implizit.

Anders wäre es auch kaum möglich, wie sich an den Gesprächen, die an die Grenzbereiche der disziplinären *episteme* (im Sinne von Foucault, 2003) gelangen, deutlich wird, denn verbindliche Antworten sind nicht trivial, sondern problematisch: Was ist der Gegenstand der Psychologie? Ist die Versuchsperson Subjekt oder Objekt? Welchen Geltungsanspruch haben Konstrukte? Woher wissen wir von dem Fremdpsychischen? Was misst die Psychologie? Diese Fragen sind nicht unangenehm, sondern befremdlich, weil sie zu den Präsuppositionen der psychologischen Forschung, also zu den unhinterfragten Voraussetzungen, gehören, die im Allgemeinen ausgeklammert bleiben müssen, damit sich die experimentelle Forschung

als operationsfähig erhält – es bliebe ansonsten nämlich nur der Rückzug in den Lehnstuhl der Reflexion. Diese Präsuppositionen verschwinden zumeist im weltanschaulichen Hintergrund, der sich jenseits der Wissenschaftspropädeutik nicht wie der ruhige Wellengang logisch-methodologischer Klarheiten, sondern als Untiefe des Geistes bis hinein in den Gezeitenstrom der Philosophie erstreckt.

Im Allgemeinen bleiben die Fragen nach dem Anspruch auf Disziplinarität, der die Experimentalpsychologie legitimiert, ausgeklammert, doch nicht im Speziellen – nämlich nicht in der *theoretischen Psychologie.* Dieser spezielle Bereich wird bisweilen als ein Fremdkörper, ein freies Radikal oder ein Atavismus aufgefasst. Es ist nicht einmal gewiss, ob dieser Forschungsbereich, der beispielsweise die Sollbruchstellen des Kognitivismus oder eine Blaupause für Paradigmenwechsel sucht, der Psychologie im eigentlichen Sinne zugehörig ist. Weil Wissenschaftstheorie und -geschichte in ihm so wichtig sind, wirkt er gar wie ein falscher Freund, der besser in der Philosophie aufgehoben wäre. In unserem Bild gesprochen: Die theoretische Psychologie scheint manchem Matrosen ein Seeungeheuer zu sein, das das gesamte Schiff der Psychologie eher zu verschlingen droht, als es zu beschützen. Allein, wer die Geschichte des Kapitäns Ahab kennt, weiß, dass der Grund für diese Furcht vor dem Fremden in der Verletzbarkeit der eigenen Konstitution liegen kann.

Nichtsdestoweniger ist dieser spezielle Forschungsbereich, also die theoretische Psychologie, die sich dem szientistischen Selbstverständnis der Disziplin widersetzt, ihr notwendiger Bestandteil. Sie auszutreiben zu versuchen, ist kein erforderlicher Exorzismus, sondern die Preisgabe der Faszination, die von der Psychologie selbst ausgeht, denn ihrem Wesen nach reiht sie, die Psychologie, sich nicht ohne Zwang in die Reihe von Physik, Chemie und Biologie ein. Dieser Zwang, der beispielsweise darin bestünde, »subjektive Erfahrungsdaten durch die allein relevanten ›objektiven‹ zu ersetzen« (Herzog, 1992, S. 466) ist mit dem »Prokrustesbett der Theorie« ein Bild gegeben worden. Die Experimentalpsychologie, die sich der theoretischen Psychologie entledigte, wäre wie der Riese Prokrustes, der den Wanderern, die für sein Gästebett zu groß waren, die überstehenden Gliedmaßen abschnitt. In dieser reduktionistischen Form würde sie die Kontinuität zu Biologie

und Physik gewinnen, doch die Lebendigkeit ihres Gegenstandes aufgeben. Sie würde sich sogleich ihrer Eigenheit als Psychologie berauben.

Solange die Psychologie dem Reduktionismus noch widersteht, gestattet sie der theoretischen Psychologie die Problematisierung von innen. Theoretische Psychologie stellt nämlich die Fragen, deren Beantwortung den Anspruch auf Disziplinarität zugleich riskieren – was bedrohlich wirken mag, weil die »herrschende Lehre« ihre Selbstverständlichkeit verliert – und legitimieren kann. Anders gesagt ist es die theoretische Psychologie, deren wissenschaftstheoretische und -geschichtliche Durchleuchtung der Forschung den Unterschied zwischen Ideologie und lebendiger Wissenschaftlichkeit ausmacht. Wo psychologische Arbeit (und das gilt für die Theoriebildung ebenso wie für die Laborforschung und die Anwendung) ihre Voraussetzungen für selbstverständlich hält, statt sie zu thematisieren, macht sie sich von einem konzeptuellen *status quo* abhängig, der bisweilen zwar unbedenklich sein mag, dessen Bedenklichkeit aber niemals kategorisch ausgeschlossen werden kann. Das bedeutet, dass diejenigen, die die theoretische Psychologie außer Acht lassen, sich der Arglosigkeit schuldig machen: eine Schuld, die dann zum Verhängnis würde, wenn die durchgeführte Forschung doch einmal bedenklich ist, für diese Bedenklichkeit aber keine Gedanken aufgewendet worden sind. Das idealtypische gesamtwissenschaftliche Beispiel ist die Kernforschung, aber auch in der Wehrpsychologie oder der Psychologie des Folterns sind vergleichbare Fälle gegeben (Mausfeld, 2009).

Arglos vermeintliche Wissenschaft zu betreiben, ist eine Schuld, die zu keiner direkten Strafe führt – und das muss durch die Freiheit der Forschung garantiert werden. Indes, die indirekte Strafe widerfährt dem Geist der Jugend, dessen Vertrauen gebrochen wird. Er gibt sich eifernd einer Lehre hin, die ihren Anspruch nicht legitimiert und anstelle von Wahrhaftigkeit Leichtgläubigkeit zum Prinzip ihrer Wissbegier macht. Deswegen besteht die Verantwortung der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler darin, mit größter Strenge das Ideal der Wissenschaftlichkeit zu schützen. Schützen heißt jedoch nicht, Formalismen wie den Falsifikationismus zu pflegen, als würde die Erkenntnis den ewig selben Syllogismen und Rechenregeln folgen. Die theoretische Psychologie erfüllt nicht

allein die Funktion der gewissenhaften Kartografin, die die Methoden der Disziplin wie ihre Karten verwaltet. Vielmehr handelt es sich um eine Abenteuerin, die die *terra incognita* für möglich hält und selbst erkundet. Die Voraussetzung des Aufbruchs zu neuen Ufern ist es jedoch stets, die alte Ordnung infrage zu stellen und beständig zu prüfen. Kritik ist daher der Ausgang der theoretischen Psychologie.

Psychologie und Philosophie sollen an dieser Stelle in den Dialog treten und die richtig verstandene theoretische Psychologie ist dafür der angemessene Rahmen. Mit theoretischer Psychologie ist nach meinem Verständnis keine einheitswissenschaftliche Integration gemeint, die gleich der theoretischen Physik, die Gravitation und Kinetik vereint, nach der Welt- bzw. Seelenformel für die Psyche sucht. Gemeint ist schon eher eine »Systematik der Kontroversen« (Fahrenberg, 2015), die die ungeprüften und teilweise widersprüchlichen Voraussetzungen der Forschung zum Vorschein bringt, um dem wissenschaftlichen Gespräch Raum zu verschaffen, wo ansonsten einhellige empirische Befunde aneinandergereiht werden.

Joachim Funkes Perspektive des Psychologen, der die Philosophie zum Anlass der Reflexion nimmt, will ich dadurch komplementieren, als Philosoph die Struktur der psychologischen Wissenschaftlichkeit zu befragen. Dieser Perspektivwechsel soll wie der Blick aus dem Ausguck dem Versuch der Ausrichtung dienen, der von der Betrachtungsebene der theoretischen Psychologie abhängig ist – die ihrerseits wie ein Krähennest am Mast der Psychologie hängt. Ausrichtung bedeutet dabei nicht etwa eine einfache Kursänderung, als ginge es um Werbung für ein alternatives Paradigma. Unser Versuch der Ausrichtung unterscheidet sich von der Kurslosigkeit, indem er die Bedingung der Möglichkeit einer Route in Erinnerung ruft. Damit ist nicht behauptet, dass ein Schiff ohne Kurs nicht an neue Ufer driften könne, doch es bliebe dem Zufall überlassen – und das bedeutete auch, dass so manches neue für ein altes und alte für neue Ufer gehalten würden.

Das Schiff der Psychologie auszurichten zu versuchen, heißt allererst, auf den vakanten Platz des Steuermanns aufmerksam zu machen, also auf den Platz der gewissenhaften Psychologinnen und Psychologen, die ihre Forschung in Abhängigkeit ihrer episte-

mischen Verantwortung gestalten. Es handelt sich bei ihnen auch um das notwendige Korrektiv für die Kapitäne unserer Zeit, die sich weniger mit den Voraussetzungen der Navigation als der Fortführung des allgemeinen Betriebes – sei es an Bord oder im Versuchslabor – kümmern. Der Ausrichtungsversuch bedeutet, die Möglichkeit einer Kurskorrektur in Erinnerung zu rufen, auch wenn ein Streit über den richtigen Kurs unter der Besatzung droht. Gerade dann, wenn eine Flaute bevorsteht, kann die Möglichkeit der Meuterei auf einem Schiff ohne Kurs die einzige Rettung sein.

Im Folgenden möchte ich zwei philosophisch-psychologische Ansatzpunkte entwickeln, die die Bedingung der Möglichkeit für die Ausrichtung zu finden helfen sollen: erstens das Verhältnis zwischen Psychologie und Geschichte. Dabei soll zur Sprache kommen, welche Bedeutung die Historizität des Psychischen für die Experimentalforschung hat. Zweitens eine Revision der psychologischen Wissenschaftstheorie. Im Mittelpunkt steht für sie das denkwürdige Verhältnis der Psychologie zur Idee der Geltung, die aller empirischen Betrachtung vorausgeht. In diesem Zusammenhang möchte ich den kontroversen Namen der Psychologie als Seelenlehre problematisieren. Dass die Psychologie weder ganz »ohne« noch schlichtweg »mit« Seele betrieben werden kann, lässt einen methodologischen Zustand der Schwebe entstehen. Auch wenn für dieses Patt keine Lösung gefunden werden kann, ist die Psychologie doch die einzige Verantwortliche für die Frage nach der Seele und selbstbewusste Forschung nur im Anschluss an die lange Tradition der Auseinandersetzung mit dem Seelenrätsel möglich.

Zur Historizität des Psychischen

Das Ausgangsproblem der Beziehung zwischen Psychologie und Geschichte ist methodologischer Natur. Es betrifft die eigentliche Forschungsart der Psychologie und verlangt, um analysiert zu werden, die Besinnung auf ihren Erkenntnisanspruch: Untersucht die Psychologie ihr empirisches Material als unabhängiges Ereignis oder als Fall einer zu bestimmenden Regelmäßigkeit (ggf. sogar eines Gesetzes)? Es mag zwar der Anschein sein, dass die Psycho-

logie, weil sie als empirische deklariert wird, daran interessiert sei, aufzuklären, unter welchen Bedingungen es möglich gewesen ist, dass ein Mensch auf die eine oder andere Weise gehandelt, gedacht oder sich verhalten hat. Tatsächlich ist es jedoch strittig, ob die Psychologie in diesem Sinne historisch forschend verfährt. Alternativ ließe sich nämlich sagen, dass psychologische Experimente empirische Situationen erzeugen, um die Anschauung eines zuvor postulierten Zusammenhangs zu ermöglichen. Somit wäre die empirische Handlung der einzelnen Versuchsperson nicht als Ereignis für sich von Bedeutung, sondern als Fall unter einer Regel. Diese Forschungsart lässt sich als systematische von der erstgenannten historischen abgrenzen.

Die Unterscheidung zwischen historischer und systematischer Methode der Forschung ist althergebracht und findet sich beispielsweise bei Leopold von Ranke aus einer Zeit, in der Wissenschaft noch weitgehend mit Philosophie koinzidierte. In einem kurzen Aufsatz über »Philosophie und Geschichte« von 1830 schrieb von Ranke: »Menschliche Dinge kennenzulernen, gibt es eben zwei Wege: den der Erkenntnis des einzelnen und den der Abstraktion; der eine ist der Weg der Philosophie, der andere der der Geschichte« (von Ranke, 1942, S. 134). Von Ranke begreift den Unterschied beider Forschungsarten in dezidierter Abgrenzung vom kritischen Idealismus Fichtes als eine Zuwendung zu den lebendigen Tatsachen im Einzelnen auf Seite der Geschichtswissenschaft, der die Auseinandersetzung mit Begriffen und dem abstrakten Allgemeinen entgegensteht. Angesichts dieser Unterscheidung muss die Vermutung naheliegen, dass sich die Psychologie der historischen Methode bediene, insofern sie als empirische und induktive Wissenschaft auf keine Weise weniger als auf die spekulative arbeitet.

Tatsächlich ist die methodologische Unterscheidung von historischer und systematischer Methode jedoch in den folgenden beiden Jahrhunderten weiterentwickelt worden. Ein Beispiel ist Max Webers Idee der Wissenschaft, die Eduard Spranger mit dem uns hier beschäftigenden Dualismus der »systematischen und historischen Methode« bestimmt. Am Beispiel der Rechtswissenschaft heißt es: »Als systematische Disziplin entwickelt sie also ein System von Unwirklichkeiten, von Geltungen, das seine ganz eigentümliche Logik hat; als historische Disziplin verfolgt sie eben diese

früher oder heute irgendwo tatsächlich geltenden Sollensregeln« (Spranger, 1980, S. 143). Dieser Trennung, die noch mit von Rankes Auffassung parallel läuft, attestiert Spranger jedoch sogleich die konzeptuelle Unbestimmtheit (nun mit Blick auf die Soziologie): »In allen Versuchen prinzipieller soziologischer Begriffsbildung stecken immer konkret-historisch bedingte Elemente, in allen historischen Erörterungen oder Gegenwartsbeschreibungen stört der Mangel einer sicheren und angemessenen Begriffsbildung« (S. 146). Die Scheidung zwischen systematischer und historischer Methode lässt sich nicht weltanschaulich durchhalten. Es kann sich allenfalls um Akzente der wissenschaftlichen Praxis handeln.

Während Spranger betont, dass in jeder systematischen Betrachtung historische Tatsachen aufgehoben sein müssen, findet sich in der Methodologie der Philosophie die Inverse. Streubel meint, dass die Möglichkeit der »Trennung zwischen einer rein systematisch und einer rein historisch orientierten Forschung« sich als Illusion herausstellen müsse, »weil echte Philosophie nicht ausschließlich als Ergebnis historischer Prozesse interpretiert werden kann, sondern in erster Linie als Sachforschung zu begreifen ist« (Streubel, 2016, S. 218). Kurzum: Eine kategorische Trennung zwischen historischer und systematischer Methode im Gesamt der Wissenschaft ist fragwürdig, doch dadurch verliert sie ihre heuristische Geltung nicht. Diese Betrachtungsebene ist es letztlich, auf der die Unterscheidung auch zur Bestimmung des Verhältnisses zwischen Psychologie und Geschichte bedeutsam wird.

Wenn wir eine andere weitgehend heuristische Opposition in der Methodologie, nämlich diejenige zwischen idiografischen und nomothetischen Wissenschaften, die Windelband anstelle der Dilthey'schen Scheidung von Geistes- und Naturwissenschaften vorgeschlagen hat, heranziehen, wird ersichtlich, wie sich der ursprüngliche Eindruck, die Psychologie forsche historisch, in sein Gegenteil verkehrt. Der südwestdeutsche Neukantianer hatte den Unterschied zwischen idiografischer und nomothetischer Forschungsart weitgehend analog zum obigen Dualismus von historischer und systematischer Untersuchung etabliert: »Erfahrungswissenschaften suchen in der Erkenntnis des Wirklichen entweder das Allgemeine in der Form des Naturgesetzes oder das Einzelne in der geschichtlich bestimmten Gestalt; sie betrachten zu einem

Teil die immer sich gleichbleibende Form, zum anderen Teil den einmaligen, in sich bestimmten Inhalt des wirklichen Geschehens« (Windelband, 1894, S. 12).

Der subtile, aber entscheidende Unterschied gegenüber historischer und systematischer Methode liegt in der Engführung auf die Naturgesetze behauptende Forschungsart. Systematische als nomothetische Forschung fällt nicht mehr unter von Rankes Auffassung der spekulativen Abstraktion. Diese Fortentwicklung des Begriffs der systematischen Wissenschaft hat ihre geistesgeschichtliche Ursache im transformativen Prozess des 19. Jahrhunderts, der von Löwith (1999) beschrieben worden ist. Dieser Prozess kann als Siegeszug des galileischen Wissenschaftsideals bezeichnet werden, dessen methodologischer Pionier Francis Bacon gewesen ist. Genau besehen ist der formale Unterschied zu den Gesetzen, die in der spekulativen Naturphilosophie des Deutschen Idealismus, etwa bei Schelling (Breidbach, 1986), behauptet worden sind, jedoch nicht so trivial wie es heutzutage scheinen mag. Auch die spekulative Naturphilosophie hat Gesetze postuliert – die nomothetische Forschungsart ist nicht die einzige, die den Gesetzesbegriff kennt –, es handelt sich aber nicht dezidiert um Naturgesetze.

Naturgesetze unterscheiden sich von den spekulativen Gesetzen der idealistischen Naturphilosophie durch dasjenige, was sich nicht ohne Mehrdeutigkeit als »Naturalismus« zusammenfassen lässt. Mehrdeutigkeit besteht darin, dass es eine radikale Form des Naturalismus gibt, nämlich den Physikalismus, in dem der Naturbegriff ausschließlich physisch bestimmt ist. Ein moderater Naturalismus präsupponiert demgegenüber nicht die Physikalität alles Seienden, aber doch ihre Homogenität, insofern als alles Natur ist. Die Subjektphilosophie des Idealismus gestattete demgegenüber metaphysische Heterogenität, in der das Sein nicht mit der Natur zusammenfällt. Im Naturalismus die Natur als Ordnung des Seins aufzufassen, kann Verschiedenes bedeuten, was sich beispielsweise in der philosophischen Kontroverse um den kritischen Realismus am Anfang des 20. Jahrhunderts zeigt, an der auch Protagonisten der modernen Physik wie Niels Bohr beteiligt gewesen sind (Richter, 1967; Zeh, 2012). So finden sich beispielsweise deterministische und probabilistische Naturalismen. Ein gemeinsamer Nenner besteht jedoch in demjenigen, was ich

an dieser Stelle »ontologischen Partikularismus« nennen möchte und der dem Holismus, der der spekulativen Naturphilosophie zukommt, entgegensteht. Damit ist gemeint, dass Makrophänomene durch die Interaktion von Mikrophänomenen erklärt werden, wobei in der Psychologie der einfachste Fall dieser Interaktion die *Assoziation* ist.

Windelband betont, dass die Psychologie die nomothetische Forschungsart der Naturwissenschaften zur Anwendung bringt, wenngleich ihr Gegenstand eine Sonderstellung einnimmt, denn »ihrem Gegenstand nach ist sie nur als Geisteswissenschaft und in gewissem Sinne als die Grundlage aller übrigen zu charakterisieren; ihr ganzes Verfahren aber, ihr methodisches Gebahren [sic] ist vom Anfang bis zum Ende dasjenige der Naturwissenschaften« (Windelband, 1894, S. 9 f.). Damit ist gesagt, dass die Psychologie, der Windelband mit kantischer Terminologie auch den Namen »Naturwissenschaft des inneren Sinnes« zu geben beliebt, gewissermaßen das Paradebeispiel für die Überlegenheit der Dichotomie »idiografisch« und »nomothetisch« gegenüber Geistes- und Naturwissenschaft bietet, da sie nicht als Zwittergestalt verstanden werden muss, sondern als einheitlich nomothetisch begriffen werden kann. Auf das Ausgangsproblem zurückblickend ergibt sich jedoch ein verdrehtes Bild, denn nun scheint die Psychologie nicht historisch, sondern systematisch zu forschen. Der Grund dafür ist, dass sie »ihre Tatsachen feststellt, sammelt und verarbeitet nur unter dem Gesichtspunkte und zu dem Zwecke, um daraus die allgemeine Gesetzmäßigkeit zu verstehen, welcher diese Tatsachen unterworfen sind« (S. 10).

Ist es aber trivial, der ursprünglichen Einschätzung zu widersprechen und der zuletzt entwickelten zuzustimmen? Ist es selbsterklärend, dass die Psychologie die Empirie ausschließlich als Anschauungsmaterial für Gesetzeseinsichten betrachtet? Verfahrenspraktisch mag tatsächlich der Anschein entstehen, dass Experimentalforschung die Artifizialität des Verhaltens von Versuchspersonen billigend in Kauf nimmt, weil die Laborsituation selbst eine Sphäre schafft, die sich (hier zeigt sich eine Tradition, die über Wundt bis in die Physiologie zurückreicht) mit der Vakuumkammer der Physik oder Chemie vergleichen lässt: Die Umstände, seien sie persönlicher oder sozialer Verfassung, sind im Labor nicht

von Bedeutung. Es gibt jedoch etwas, das sich, ungleich der chemischen Elemente, dieser Deutung der Laborsituation widersetzt, nämlich das Wesen der Versuchsperson selbst. Nur unter »verborgenen anthropologischen Voraussetzungen der allgemeinen Psychologie« (Holzkamp, 1972) entsteht der Eindruck, als ließe sich ein methodologischer Elementarismus und ontologischer Partikularismus für die Versuchsperson auch als ganzen Menschen und Person aufrechterhalten.[1]

Im Gegensatz zum Materiehaufen, mag er aus Steinen oder Atomen bestehen, ist der Mensch, wie sich mit Helmuth Plessner behaupten lässt, gleich allen Lebewesen durch Positionalität ausgezeichnet. Mit der philosophischen Anthropologie formuliert, bedeutet dies, dass zu seiner organischen Verfassung eine reale Grenze gehört, während die Grenze, die den Stein von der umgebenden Luftschicht trennt, nur virtuell ist: »Durch das ihm zu eigen Sein der Grenze wird das Seiende jedoch zu einem in doppelter Richtung Übergehenden« (Plessner, 1975, S. 129). Der Mensch als Lebewesen hat ein Außen und ein Innen, wobei das Innen geordnet ist: Schon der Baum unterscheidet sich vom Steinhaufen dadurch, dass es nicht beliebig ist, an welcher Stelle sich seine Teile, also etwa die Wurzeln, befinden. Diese fundamentale Eigenschaft des Lebendigen, die es vom Unbelebten scheidet, konstituiert sein Verhältnis zu einer Umwelt. Während für den Stein kein Unterschied zwischen dem nächsten und dem entferntesten Atom im Universum besteht, ist es für den Baum entscheidend, ob der Schatten des Berges auf ihn oder neben ihn fällt: »Ein Lebewesen erscheint gegen seine Umgebung gestellt. Von ihm aus geht die Beziehung auf das Feld, in dem es ist, und im Gegensinne die Beziehung zu ihm zurück« (S. 131).

Standardisierung und Kontrolle als Funktionen des Experimentallabors nehmen auf diesen Umstand konzeptuell Bezug, denn sie versuchen die Störvariablen und damit die Umwelt der Ver-

1 Dass es zumeist in der Versuchsplanung nicht ins Gewicht fällt, inwiefern sich der Mensch als Versuchsperson der partikularistischen Interpretation widersetzt, ist ein wissenschaftssoziologisch erklärbarer Umstand, denn die Psychologie hat sich (wie in Abschnitt 1.3 thematisiert werden wird) als »Wissenschaft ohne Gegenstand« (Eberlein u. Pieper, 1976) von ihrer epistemischen Verantwortung gegenüber dem Menschen zurückgezogen.

suchsperson zu beherrschen. Diese Vorgehensweise entstammt der Physiologie und Biologie, die ihrerseits die Sterilität des biologischen Kontextes zu erhalten suchen. Nun ist es aber so, dass die Positionalität, die das Lebewesen vom bloßen Stoff scheidet, für den Menschen eine eigenwillige Form annimmt. Dieser Form hat Plessner mit dem Begriff der »exzentrischen Positionalität« gerecht zu werden versucht: Der Mensch »ist in seine Grenze gesetzt und deshalb über sie hinaus, die ihn, das lebendige Ding, begrenzt« (S. 292). Im Unterschied zu Pflanze und Tier »lebt und erlebt [er] nicht nur, sondern er erlebt sein Erleben« (S. 292). So steht sich der Mensch selbst gegenüber, worin die Exzentrizität seiner Positionalität besteht.

Dem Menschen ist die Umwelt auf andere Weise erschlossen, weil er sich selbst als ihr Bestandteil begreifen kann. So gewinnt er Zugriff auf eine Sphäre, die der bloß physiologisch-biologischen Existenz fremd ist: »Durch die exzentrische Positionsform seiner selbst ist dem Menschen die Realität der Mitwelt gewährleistet« (S. 302). Mitwelt umgibt das Subjekt nicht nur, sie ist, woran es teilhat: »Die Mitwelt trägt die Person, indem sie zugleich von ihr getragen und gebildet wird. Zwischen mir und mir, mir und ihm liegt die Sphäre dieser Welt des Geistes« (S. 303). Eben diese Sphäre des Geistes ist es aber, die sich im Experimentallabor nicht beherrschen lässt. Das gilt jedoch nicht nur für Intersubjektivität bzw. Sozialität des Menschen, der sich, um die Spielregeln der Laborsituation zu befolgen, stets in einem »verborgenen Dialog« (Lyons, 1970) mit dem Versuchsleiter befindet. Es gilt im Besonderen für die Historizität des menschlichen Lebens, deren zentrale Bedeutung, wie sich mit Dux (2018, S. 277 ff.) behaupten lässt, aus den Einsichten der philosophischen Anthropologie folgt.

Der Pflock des Augenblicks

Der Mensch im Versuchslabor ist nicht einfach ein Organismus im Milieu seines Biotops. Der Anspruch, ihn zu verstehen, der die Psychologie trotz aller Skepsis über ihren Gegenstand zumindest performativ erfüllt (was würde Experimentalforschung untersuchen, wenn nicht ihre Versuchspersonen?), weist über die bloß nomo-

thetische Untersuchungsart hinaus, denn der Mensch lebt historisch. Die Technik der Versuchsplanung mag darauf ausgelegt sein, diese Facette des menschlichen Seins auszuklammern, gar vermittels Mittelwertbildungen und Inferenzen auf Populationsniveau zu eliminieren, doch das heißt nicht mehr, als vom eigentlichen Geschehen wegzublicken. Damit ist gesagt, dass die Psychologie, solange sie die Historizität des Menschen außer Acht lässt, eben diese auch nicht zu erklären beanspruchen kann. Daraus folgt entweder, dass die Experimentalpsychologie die Versuchsperson eben nicht als ganzen Menschen untersucht, oder, dass sie unvollständig ist und um eine historische Untersuchungsart, nämlich die historische Psychologie, ergänzt werden müsste. Mit dem Nietzscheanischen Bild des »Pflocks des Augenblicks« soll an dieser Stelle die erste Möglichkeit kritisch betrachtet werden, woraufhin im nächsten Abschnitt die zweite behandelt wird.

Nietzsche schrieb in seinen »Unzeitgemäßen Betrachtungen«: »Betrachte die Heerde, die an dir vorüberweidet: sie weiss nicht was Gestern, was Heute ist, springt umher, frisst, ruht, verdaut, springt wieder, und so vom Morgen bis zur Nacht und von Tage zu Tage, kurz angebunden mit ihrer Lust und Unlust, nämlich an den Pflock des Augenblickes und deshalb weder schwermüthig noch überdrüssig« (Nietzsche, 1999, S. 248). Meine Behauptung ist an dieser Stelle, dass der Pflock des Augenblicks als eine Metapher für das epistemische Paradigma der rein nomothetischen Experimentalpsychologie verwendet werden kann. Das soll heißen, dass die Präsuppositionen der Deutung von Labordaten ausschließen, dass das Verhalten der Versuchsperson als in einem authentischen Sinne historisch, also etwa biografisch, aber auch als kulturell integriert verstanden werden.

Methodologisch handelt es sich zunächst um eine Problematik der *ceteris-paribus-Bedingungen,* über die Gadenne wissenschaftstheoretisch hellsichtig schreibt, »dass verschiedene Autoren den Begriff ceteris paribus ganz unterschiedlich und oft nicht sehr klar verwenden« (Gadenne, 2004, S. 106). Dieser Umstand ist ein wichtiger Indikator dafür, dass es sich um zumeist eigens nicht bedachte, sondern implizite konzeptuelle Rahmenbedingungen des empirischen Forschens handelt, die erst nach Distanznahme zum empirischen Alltag durch die theoretische Psychologie selbst

berücksichtigt werden können, obwohl sie den Forschungsprozess jederzeit strukturell fundieren. Gadenne begreift den Sinn des *ceteris paribus* forschungslogisch so, dass es sich um eine spezielle Form von Rahmenbedingung handelt, unter der die Geltung einer Hypothese untersucht wird.

Entgegen der verbreiteten Auffassung, dass es sich um die Bedingung einer Konstanthaltung aller erdenklichen und somit einer abstrakten Menge von Störvariablen handele, stellt Gadenne klar, dass *ceteris paribus* »in manchen Bereichen immer noch speziell die Konstanthaltung anderer Kausalfaktoren meint und nicht darüber hinaus auch noch die Idee, dass normale Bedingungen bestehen oder keine Störung vorliegt« (S. 109). Vor dem Hintergrund dieser Überlegung kommt er zu dem Schluss, dass die Bedeutung des *ceteris paribus* in »einer gewissen Unvollständigkeit, die Hypothesen und Theorien eigen ist« (S. 109), liegt. Während Gadenne jedoch auf Unvollständigkeit erstens in Hinsicht auf die vollständige Kausaldetermination von Verhalten und zweitens als Normalfall, der ungewöhnliche Umstände ausschließt, abzielt, soll hier eine dritte Form der methodologischen Unvollständigkeit angezeigt werden, nämlich hinsichtlich der Bedeutung des Verhaltens in einem historischen Sinne.

Die Problematik reicht jedoch weiter, wie sich an den Grundlagen der Experimentalmethodik aufzeigen lässt: Westermann nimmt auf Wundt und Hofstätter Bezug, um drei Kernmerkmale der Experimentalforschung herauszustellen, nämlich »Willkürlichkeit, mit der die Bedingungen hergestellt werden können« (Westermann, 2000, S. 268), die »Variierbarkeit«, also die gezielten Veränderungen besagter Bedingungen, sowie drittens die »Wiederholbarkeit«. Zusätzlich ergänzt Westermann die Kontrolle weiterer Einflussfaktoren, etwa durch Randomisierung, sei es der Stimuli, sei es der Zuweisung von Versuchspersonen zu den Experimentalgruppen. Auf den ersten Blick lässt sich davon ausgehen, dass das Problem der Geschichtlichkeit des menschlichen Lebens ausschließlich die Kontrolle von Störvariablen betreffe, doch hier soll behauptet werden, dass diese Ebene, insbesondere unter Berücksichtigung des Umstandes der wissenschaftstheoretischen Unterbestimmung des *ceteris-paribus*-Konzeptes, die Gadenne thematisiert, auch die Kernmerkmale des Experimentes betrifft.

Der Begriff der Störvariable sowie der Rahmenbedingung unterstellen jeweils die prinzipielle Trennbarkeit der Experimentalsituation in unterschiedliche Glieder, deren Einfluss auf das Verhalten zumindest ideell unabhängig analysiert werden kann – statistisch findet sich dafür beispielsweise im sogenannten Herauspartialisieren von Drittvariablen ein Werkzeug. Auf diese Weise die Experimentalsituation in isolierte Determinanten zu dekomponieren, bedeutet, die Natur der Situation als Kombinatorik einzelner Wirkfaktoren zu verstehen. Dabei drängt sich die Analogie zum physikalischen Kräfteparallelogramm auf, das sogar (wenn auch mit Einschränkungen) eine Entsprechung in Lewins Vektorpsychologie findet, insofern als sich das Verhalten als Lokomotion auf die Kombination von insbesondere motivationalen Einzelkräften zurückführen lässt (Lewin, 1936). Dass sich bestimmte Facetten des menschlichen Lebens und damit des Lebens der Versuchspersonen dieser Vivisektion widersetzen, ist in dieser Verfahrensweise, die das Labor letztlich weniger als eine lebendige Situation denn als Konstellation (Schmitz, 2005) auffasst, nicht leicht zu repräsentieren. Das liegt auch daran, dass die Störvariablen zumeist abstrakt als generische Konstrukte aufgefasst werden, sodass eine Sonderstellung einzelner Zusammenhänge in epistemologischer Hinsicht methodologisch gar keinen Platz hat. Die Historizität des menschlichen Lebens ist jedoch keine bloße Störvariable, sondern ein Umstand, der die Verfassung alles Erlebens, Verhaltens und Handelns penetriert, eine *conditio humana.*

Der Pflock des Augenblicks ist eine Metapher, die nicht einfach eine Psychologie beschreiben möchte, die historische Rahmenbedingungen und Störvariablen vernachlässigt, sondern deren implizites Menschenbild ahistorisch ist. Es handelt sich um ein Menschenbild, das die willkürliche Herstellbarkeit von Experimentalsituation sowie deren Variierbarkeit ähnlich der Physiologie vornehmlich von aktuellen Bedingungen abhängig macht, also auf den Augenblick zurückverwiesen ist: »das mechanistisch anmutende Menschenbild einer absolut neutralen, vollkommen zeitlosen und zugleich kritiklos-angepassten Durchschnittsperson« (Jüttemann, 2008, S. 137). Dass eine Erfahrung zu machen, nicht nur eine aktuelle Modifikation eines informationsverarbeitenden Systems ist, sondern stets in den ganzheitlichen Kontext

eines bedeutungshaften Lebens fällt, lässt sich kaum thematisieren, geschweige operationalisieren. Weil der psychologische Diskurs für die Berücksichtigung der Historizität des Psychischen nicht vorbereitet ist, handelt es sich auch weniger um ein Defizit im Sinne von einem mangelhaften Umstand, der allerdings prinzipiell paradigmenimmanent berücksichtigt werden kann, sondern um einen blinden Fleck, zu dessen Verständnis eine wissenschaftstheoretische Parallaxe erforderlich ist.

Dieser blinde Fleck zeigt sich am Beispiel der sogenannten Lern-, Übungs- oder Trainingseffekte bei Versuchsplänen mit Messwiederholung. Huber unterscheidet dabei diagnostisch Positionseffekte von Carry-over-Effekten (Huber, 2013, S. 169 ff.), wobei jene aus dem formalen Umstand der Reihenfolge, diese aus der inhaltlichen Beziehung zwischen den unterschiedlichen Durchgängen der Messwiederholung resultieren. Bezeichnend ist nun, dass methodologische Beiträge, die sich mit der Vermeidung von *serial order carryover effects* auseinandersetzen (Brooks, 2012), den Zusammenhang allenfalls statuieren, aber nicht erklären. Im Gegenteil unterstellen diagnostische Ansätze wie die Klassische Testtheorie, dass Messfehler bei Messwiederholung unkorreliert sein können, also Verzerrungen der Daten vermittels Verfahren wie dem sogenannten Ausbalancieren zumindest prinzipiell ausgeschlossen werden können.

Diese kritische Unterschätzung des Einflusses der Historizität auf das Datenmaterial lässt den erwähnten blinden Fleck der psychologischen Methodologie erkennen. Was die Erfahrung der Probandinnen und Probanden im Versuchslabor verbindet, wird nicht als bedeutungsvolles Verweisungsgesamt, das die Verhaltensdispositionen der Einzelnen bestimmt, aufgefasst, sei es als individuelle Biografie oder Einordnung in einen kulturellen Zusammenhang, sondern als ausschließlich formaler Umstand, der die Erhebung erschwert und Strategien der Dateninterpretation und des Experimentaldesigns auf den Plan ruft. Anders gesagt: Die Versuchsperson wird als kausaler Agent aufgefasst, dessen jeweilige Aktivität auf den Augenblick konzentriert ist. Allenfalls eine trivialisierende Interpretation von Wundts Aktualitätsthese des Bewusstseins kann dieser Verkürzung der situationalen Komplexität Vorschub leisten, d. h. eine Fehlgeneralisierung der psycholo-

gisch gerechtfertigten Annahme, dass die kognitiven Prozesse synchron ablaufen, darauf, dass die Bedeutung dieser Prozesse nicht diachron sein könne. Diese Position muss in der theoretischen Psychologie jedoch zumindest als fragwürdig erscheinen, da die funktionale Ebene der psychophysischen Abläufe mit der Ebene der Inhalte und ihrer Bedeutung konfundiert wird.

Tatsächlich bestimmt Historizität das Leben des Menschen und daher auch die scheinbar isolierten Verhaltensweisen im Labor. Zwar versucht die Psychologie diesem Umstand gerecht zu werden, indem sie beispielsweise in elementaristischen Paradigmen Stimulusmaterial verwendet, das nach aller Möglichkeit frei von Konnotationen ist, doch dadurch ändert sich ihr Menschenbild nicht, das – wie bei Nietzsche die Tiere – durch das ständige Vergessen, also die Gleichgültigkeit gegenüber der Geschichte, ausgezeichnet ist. Ein Beispiel: In einer Aufgabe, bei der die Übereinstimmung von aktuellen Stimuli mit in vorherigen Durchgängen präsentierten Stimuli beurteilt werden soll *(n-back-task),* werden in der Regel Nummern oder einfache geometrische Formen verwendet. Zwar mag diese Vorgehensweise ebenso wie die Instruktion der Versuchspersonen dem Ziel förderlich sein, dass die Verhaltensdaten ausschließlich aus spezifischen adaptiven Operationen, etwa den sogenannten exekutiven Funktionen (*updating, shifting* und *inhibition;* Miyake et al., 2000), resultieren. Doch eine Analyse der Versuchssituation durch die theoretische Psychologie muss ergeben, dass auch die Abwesenheit persönlich bedeutsamer Ereignisse als Grenzfall der Experimentalpsychologie die Historizität der Versuchsperson als Mensch betrifft.

Wenn Situationen, in denen scheinbar bedeutungsloses Stimulusmaterial präsentiert wird, erlebt werden, sind sie gerade wegen der Desintegration der Lebenswelt, die gemeinhin als durch persönliche Relevanz geprägt beschrieben werden kann (Schütz, 1982), im alltäglichen Lebensvollzug einer Person ausgezeichnet. Damit ist nicht gesagt, dass die Auswertung dieser Daten durch die kognitive Psychologie fehlerhaft sei – diese Frage wird hier nicht berührt. Es geht vielmehr darum, aufzuzeigen, dass es keine Möglichkeit gibt, eine artifiziell von Historizität und Bedeutungshaftigkeit befreite Situation des Lebens herzustellen. Es ist dieser Grund, aus dem es ins Gewicht fällt, dass die Experimentalpsycho-

logie methodologisch nicht für die Untersuchung der Historizität des Lebens vorbereitet ist. Solange dieser Problematik nicht begegnet worden ist, kann für keine Experimentalsituation in Anspruch genommen werden, die Versuchsperson als ganzen Menschen zu thematisieren. Es gibt keine – insbesondere auch keine artifiziellen – Situationen des menschlichen Lebens, die ahistorisch sind. Deswegen ist jede ahistorisch verfahrende Psychologie unvollständig und, insofern als die historische Seite des Lebens die rein funktionale beeinflusst, auch in ihren Ergebnissen nur tentativ gültig und somit ergänzungsbedürftig.

Der Pflock des Augenblicks, an den das implizite Menschenbild der ahistorisch verfahrenden Experimentalpsychologie die Versuchsperson schlägt, ist das Sinnbild dafür – und dies ist der entscheidende Punkt –, zu verkennen, dass die immanente Verweisstruktur der menschlichen Erfahrung jede Form von kognitiver Aktivität beeinflusst. Solange *serial order carryover effects* als Artefakte der Messwiederholung verstanden werden, statt als konstitutive Merkmale der menschlichen Erfahrung im Experimentallabor, solange Gedächtnis auf ein Instrument der Informationsverarbeitung reduziert wird, statt es als Μνημοσύνη (Mnemosyne), in der die Bedeutung der jeweils einzigartigen Lebensgeschichte aufsteigt, anzuerkennen, erforscht die Psychologie nicht den Menschen, der in der Dauer lebt, sondern betrachtet, wie bereits Bergson eingesehen hat, Personen lediglich durch ein Kaleidoskop. Auf das Moment des menschlichen Wesens – und damit beschäftigt sich der nun folgende Abschnitt –, das dabei verkannt wird, hat Bergson bereits in seiner »~~L'évolution~~ créatrice« hingewiesen. Auf sie zu blicken, hilft uns, die philosophische Reichweite der Problematik und des Auftrags der historischen Psychologie zu verstehen. Von der Wissenschaft, die »gemäß der kinematographischen Methode« (Bergson, 2013, S. 371) vorgehe, schreibt Bergson:

> »Freilich beschränkt man sich darauf, von der fließenden Realität nur Momentaufnahmen zu machen. Doch gerade aus diesem Grund müßte die wissenschaftliche Erkenntnis eine andere mit auf den Plan rufen, die sie ergänzen würde. Während die antike Konzeption der wissenschaftlichen Erkenntnis dazu führte, daß aus der Zeit eine Abstufung und aus der Veränderung die Minderung

einer von aller Ewigkeit her gegebenen Form gemacht wurde, würde man im Gegenteil, wenn man die neue Konzeption bis zum Ende verfolgt, dahin gelangen, in der Zeit ein progressives Anwachsen des Absoluten und in der Evolution der Dinge eine kontinuierliche Erfindung neuer Formen zu sehen« (S. 387).

Das Abenteuer der Archäologie

Zwar hat der vorherige Abschnitt für die Behauptung argumentiert, dass die Experimentalpsychologie unter den geltenden Bedingungen die Historizität als konstitutive Facette des menschlichen Lebens unzureichend behandelt, doch einer positiven Bestimmung dieser Historizität dient erst der nun folgende Abschnitt. Es handelt sich bei dieser Bestimmung um keine Trivialität, denn Historizität ist kein Konstrukt, das sich willkürlich definieren ließe. Es handelt sich um ein Urphänomen, dem die Psychologie nur mithilfe einer phänomenologischen Begriffsbestimmung, die den Ort der Geschichtlichkeit in der subjektiven Erfahrung untersucht, gerecht werden kann. Erst auf dieser Grundlage ist es möglich, konstruktive Vorschläge für die Anforderungen an die methodologische Ausrichtung der Psychologie zu entwickeln.

Es droht und gilt zu vermeiden, dass das Verständnis der Historizität *historistisch* ausfalle. Der Historismus ist ein unter anderen auf von Ranke zurückgehender geschichtsphilosophischer Standpunkt, nach dem die Annahme gesetzlicher Kontinuität für die Ereignisse der Geschichte ihrer Individualität nicht gerecht werde (Meinecke, 1965). Auf die Psychologie übertragen lässt sich vom Historismus sprechen, wenn das menschliche Leben und mithin jedes Erlebnis als durch seine historischen Umstände vereinzelt sowie deswegen als mit allen anderen Phänomenen der Psychologie – zumindest teilweise – inkommensurabel aufgefasst wird. Der Historismus in der Psychologie steht einem Universalismus gegenüber, der eine statische menschliche Natur und damit die uneingeschränkte ontologische Kontinuität des Forschungsgegenstandes für die Psychologie behauptet. Während jener Standpunkt für die Probleme des Psychologismus und Solipsismus anfällig ist, droht diesem die Hypostasierung eines menschlichen Wesensbegrif-

fes. Diese wissenschaftstheoretische Antinomie ist ein Schlüsselproblem der psychologischen Methodologie, die sich der Historizität ihres Gegenstandes bewusst ist (Wendt u. Funke, 2020).

Den Anhaltspunkt für die positive Bestimmung der Historizität des Psychischen bietet die Philosophie. In ihr gliedert sich die Frage nach der Geschichtlichkeit in einen anspruchsvollen Diskurs über die Zeitlichkeit ein, der für das 20. Jahrhundert prägend gewesen ist. Erwähnt werden muss an erster Stelle der phänomenologisch-hermeneutische Beitrag Heideggers, dessen »Sein und Zeit« von 1927 die Frage nach dem Bewusstsein in eine Frage nach dem Dasein überführte, wobei die Zeitlichkeit des Seins von ausschlaggebender Bedeutung gewesen ist. Eine sinnfällige Brücke zu diesem Diskurs stellt Heideggers Interpretation des bereits zitierten Textes von Nietzsche dar.[2]

Heidegger hebt in seiner Interpretation Nietzsches hervor, dass die Beziehung zwischen Historischem und Unhistorischem im Menschen »keine äußere, nachträgliche Zusammenknüpfung beider sein [kann]« (Heidegger, 2003, S. 22). Das Wesen des Menschen als historisches ist also nicht trivialerweise der objektive Ablauf von Ereignissen in der Weltzeit, sondern ein bedeutsames Verhältnis von Erinnern und Vergessen. Die Bedeutung dieses Verhältnisses lässt Heidegger beispielsweise an Nietzsches Unterscheidung von drei Formen der Historie aufscheinen: monumentale (»Zurückdenken in das Gewesene, das darin die Gipfel menschlichen Lebens sucht und errät«, S. 71), antiquarische (»Das Zurückblicken in das Woher der Herkunft […], im Überkommenen sich selbst finden«, S. 77) und kritische Historie (»das Richten und Verurteilen« der Historie, S. 106). Für uns dienen diese Kategorien dazu, zu artikulieren, dass die Analyse des Verhältnisses des Menschen zu seiner eigenen Geschichte und zur Universalgeschichte, sich nicht in einer Kontextualisierung von Daten und Fakten bei der Interpretation von psychologischen Untersuchungsergebnissen erschöpft.

Es handelt sich um einen dynamischen Bedeutungszusammenhang, der in der Weltgeschichte zum Ausdruck kommt, aber in ihr nicht sein Wesen findet. Mit Heidegger ließe sich gleichbedeutend

2 Sie ist aus Mitschriften in einem Seminar an der Universität Freiburg im 46. Band seiner Gesamtausgabe erhalten.

sagen, dass das Wesen der Geschichte sich nicht »völlig aus dem Wesen der Historie« (S. 85) bestimmen lässt. Das Mehr der lebendigen Geschichtlichkeit, die wir als Historizität des Psychischen bezeichnen, besteht in seiner jeweiligen Bedeutungshaftigkeit im Leben der Menschen und ist somit keine Komponente von Situationen bzw. Konstellationen (im Sinne von Schmitz, 2005), die sich wie der Lärmpegel, die Helligkeit oder der Erhebungszeitpunkt messen, manipulieren oder standardisieren ließe. Anders gesagt: Wenn die Psychologie ihre Versuchspersonen als die ganzen Menschen, die sie sind, untersuchen will, muss sie über die Bedeutsamkeit der Geschichte im Leben Rechenschaft ablegen. Dafür reicht es nicht aus, einen Seitenblick auf die tagespolitischen Umstände oder den Lebenslauf der Versuchspersonen zu werfen. Indes, dass für diese Berücksichtigung eine existenziale Hermeneutik erforderlich sei, ist ein Lösungsansatz Heideggers, der nicht zwingend ist. Die Geschichte der Psychologie weist vielmehr Ansätze vor, der Problematik auch auf andere Weise gerecht zu werden.

Bevor auf psychologische Ansätze für den Umgang mit Historizität eingegangen werden kann, ist es allerdings erforderlich, eine ausreichend komplexe Begriffsbestimmung der Historizität vorzunehmen. Die weiteste Kategorie, die zugleich einen methodologischen Nutzen für die Kritik der Experimentalpsychologie hat, ist mit dem Begriff der »Bedeutsamkeit« oder »Sinnhaftigkeit« gegeben. Freilich scheint dies zunächst nur ein Spiel mit Worten zu sein, das das Problem verlagert, statt es zu lösen, doch es gibt Denkrichtungen, die jenseits der Ausdrücke die lebendigen Phänomene zum Vorschein bringen. Erwähnt sei hier die Phänomenologie und im Speziellen die phänomenologische Psychologie (Wendt, 2020a). So lässt sich mit Graumann artikulieren, was die Sinnhaftigkeit des Lebens strukturlogisch ausmacht:

> »Was aber meint Sinn, was sagt er über beseeltes Leben aus? Die einfachste und anschaulichste Bestimmung dürfte die außerhalb alles Seelischen liegende Bedeutung des ›Uhrzeigersinnes‹ gestatten. Sinn meint hier eine bestimmte gerichtete Bewegung. Die Eigenart des Uhrzeigersinnes, wie überhaupt des Drehsinnes ist die Kreisbewegung, eine Bewegung also, die nicht schlechthin ein Von-weg-auf-etwas-zu ist, wie die Bewegung einer Kugel auf ihr Ziel.

> Vielmehr ist das, woraufhin der Uhrzeiger unterwegs ist, immer auch das, woher er kommt. Die Kreisbewegung ist in jedem ihrer Momente vor- wie zurückbezogen auf den Ort, von dem sie ihren Ausgang nahm. Diese Zurückgebogenheit (Reflexivität) einer Bewegung hat aber seit je als Kennzeichnung für Beseeltheit gedient, die als ausgreifend-einholende Selbstbewegtheit charakterisiert werden kann, wenn lediglich die Form ihrer Bewegtheit beachtet wird« (Graumann, 1960, S. 110).

Während die Funktion hier als dasjenige bestimmt wird, das von-weg-auf-etwas-zu und deswegen immer äußerlich ist, gilt es die Bedeutsamkeit des Lebens als innere Bestimmung aufzufassen. Reflexivität heißt nicht nur Selbstbezüglichkeit, sondern auch Zirkularität im Sinne einer gesonderten ontologischen Verfassung, die den Menschen nicht als Glied einer Kette in seine Umwelt einordnet, sondern ihn seine Umwelt gestalten lässt (Fuchs, 2020). Bedeutsamkeit wird als Form der Bezugnahme verstanden, die sich nicht im Übergang von Zustand zu Zustand oder Teil zu Teil erschöpft, sondern durch die Ganzheit des menschlichen Lebens integriert ist, für die Graumann im Anschluss an Edmund Husserl den Begriff »horizontale Verweisungs-Ganzheit« (Graumann, 1960, S. 67) gewinnt, deren Hauptmerkmal sich als »allgemeinere Gerichtetheiten« (Thomae, 1960, S. 68) oder die »*projection d'une intuition indivisible*« (Bergson, 1908, S. 98; Hervorh. v. Verf.) bezeichnen lässt.

Die Historizität des menschlichen Lebens gründet in seiner Bedeutsamkeit. Den Horizont-Begriff der Psychologie aufgreifend (Breyer, 2011, S. 136), lässt sich davon sprechen, dass jede menschliche Handlung zugleich durch einen »Außenhorizont«, der aus Verweisen auf die existenzielle Position der Person in Kultur, Biografie und Weltgeschichte besteht, und einen »Innenhorizont«, in dem die möglichen Ansichten und Gestalten der Handlung thematisch werden, ausgezeichnet ist. Mit Graumann: »Jede Erfahrung hat aber auch insofern ihren Horizont, als das, was sich mir in seiner Identität jetzt so zeigt, sich schon so und so gezeigt hat und auf weitere Möglichkeiten seiner Erfahrbarkeit verweist. […] Am ›Innenhorizont‹ desselben Objekts und am ›Außenhorizont‹ der Mitobjekte, auf die ein Subjekt perspektivisch verwiesen wird, kann sich die als antizipatorisch gekennzeichnete Erfahrung bestätigen« (Graumann, 1985, S. 44).

Konkret gesprochen: Die Versuchsperson im Labor lebt im Bewusstsein, dass ihre Handlungen für jemand anderen sinnvoll sind, dass sie sich jederzeit aus existenzieller Freiheit zu instruktionswidrigem Handeln entscheiden kann, oder dass das Versuchslabor eine soziale Institution mit impliziten Verhaltensregeln ist. Dass diese Möglichkeiten der jeweiligen Situation Sinn verleihen und diese Sinnstiftung im menschlichen Leben die Form einer Richtung annehmen, die wiederum durch »Grenzsituationen« (Jaspers, 1919) infrage gestellt werden kann, schafft den Spielraum für die individuelle Entwicklung im Rahmen der Historizität des Psychischen, für deren Beschreibung der Begriff »Autogenese« (Jüttemann, 2007) geprägt worden ist.

Historizität ist ein Aspekt der menschlichen Erfahrung als bedeutsame. Sie »bezieht sich nicht nur auf die Zeitaspekte: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, sondern schließt überhaupt alle Erlebnisse in der Zeit und auch die Erwartungen mit ein« (Schott, 1991, S. 20 f.). Ferner ist Historizität kein auf das Individuum beschränkter Phänomenkreis, wie Jüttemann mit dem Verweis auf das »kollektive Psychische« (Jüttemann, 2017) artikuliert. Auch Graumann findet für diesen Umstand eine pointierte Formulierung: »Zu unserer Geschichte – ›meine‹ Geschichte gibt es streng genommen nicht – gehören nicht nur immer von Anfang an die Anderen, mit denen wir, soweit wir denken, in Kommunikation stehen, ihre, das heißt wiederum unsere Sprache sprechend. Unser Erfahrungshorizont wird durch den Horizont der Mitmenschen eröffnet, erweitert, beschränkt«[3] (Graumann, 1985, S. 47). Zusammenfassend lässt sich also sagen, dass sich die Geschichtlichkeit der menschlichen Erfahrung nicht auf einer Verortung auf einem Zeitstrahl beschränkt. Es handelt sich um eine Facette eines ganzheitlichen anthropologischen Strukturzusammenhangs.

Aus dieser Begriffsbestimmung ergeben sich methodologische Konsequenzen für die Experimentalpsychologie. Wegen ihrer Eigenheit als eine auf sich verweisende Erfahrungsstruktur kann die Geschichtlichkeit des menschlichen Lebens nicht auf einen funktionalen Zusammenhang reduziert werden. Der Funktionalität steht die Innerlichkeit als Wirkung der zirkulär ablaufenden »Prozesse einer

3 *Nota bene:* Die Rede von den Mitmenschen hat hier Kontinuität zum Begriff der Mitwelt, den wir bereits bei Plessner gefunden haben.

Verinnerlichung unseres Verhaltens« (Jüttemann, 2017, S. 22), also als »Inhaltlichkeit« des bedeutsamen Lebens, gegenüber. Wenn Jüttemann beschreibt, dass Denkvorgänge »in der Psychologie vor allem in funktionaler, kaum aber in inhaltlicher Hinsicht untersucht [werden]« (Jüttemann, 2008, S. 142), so trifft dies in allgemeiner Hinsicht auch auf die Historizität als Grundstruktur der menschlichen Erfahrung zu, denn bei der Auseinandersetzung mit ihr wird die Psychologie von dem epistemologischen Dualismus historischer und systematischer Betrachtung eingeholt, der doch kein ontologischer ist. Das heißt, dass funktionale und inhaltliche Zusammenhänge zwar nicht einheitlich analysiert werden können, aber doch einen konvergenten Zusammenhang im Lebensvollzug bilden. Aus diesem Umstand ergibt sich die entscheidende methodologische Herausforderung für die psychologische Forschung, die beispielsweise als Auftrag zur Überwindung oder Ergänzung des Funktionalismus gedeutet werden kann.

Wie kann die Psychologie dieser Herausforderung begegnen? Diese Frage liegt nahe, doch sie kommt verfrüht. Zwar gibt es fruchtbare und zur Kontroverse fähige Ansätze (beispielsweise Umweltpsychologie, Kulturpsychologie und integrative Humanwissenschaft), doch der Ausrichtungsversuch als Ziel dieses Buches dient zunächst dazu, die Voraussetzungen zu schaffen, indem die Problematik selbst thematisiert wird. Zu einem spezifischen Lösungsansatz überzugehen, würde die Betrachtungsebene wechseln. Es geht an dieser Stelle nicht darum, das Programm einer historischen Psychologie zu entwickeln und sich dementsprechend methodischen Schwierigkeiten zu widmen. Vielmehr ist es uns an einer Gestaltung der Methodologie und der Theoriebildung, also des psychologischen Grundlagendiskurses schlechthin gelegen. Dies ist der Sinn der Rede vom »Abenteuer der Archäologie«.

Die Rede von der Archäologie ist von Foucault geprägt worden. Es mag angesichts dieses Brückenschlags der Verdacht aufkommen, dass die Thematisierung der Historizität in der Psychologie durch starke qualitative Forschung im Sinne der Diskursanalyse gelöst werden solle. Der Vorschlag einer tatsächlichen Methodik ist hier jedoch, wie bereits dargestellt, nicht gemeint. Der Verweis auf die Archäologie steht allenfalls hinsichtlich der philosophischen Grundlagen der diskursanalytischen Vorgehensweise mit Foucault

in Beziehung. Ein gutes Beispiel ist das Verhältnis der »Archäologie des Wissens« zur Ideengeschichte, denn sie wendet sich »an jenes ganze aufständige Denken, an jenes ganze Spiel der Repräsentationen, die anonym zwischen den Menschen laufen« (Foucault, 1981, S. 195). Schon in »Die Ordnung der Dinge« hatte Foucault für diese Textur der Bedeutung im Hintergrund von Erleben und Verhalten den Ausdruck *episteme* geprägt.

Die historische Konstitution der Versuchsperson steht nicht offen zur Schau. Es handelt sich um die Struktur der Bedeutsamkeit, die ihre Handlungen rahmt und bahnt. Für die psychologische Thematisierung der jeweiligen *episteme* einer Versuchsperson ist daher nicht ausreichend, standardisierte Fragen zu stellen, denn dies würde eine Statik der Historizität voraussetzen, die ihrer tatsächlich dynamischen Natur widerspricht. So zeigt sich an der methodologischen Herausforderung der Historizität die Schwäche der Experimentalforschung, die Dörner im Anschluss an von Clausewitz »Methodismus« genannt hat: Eine »Tendenz zum Handeln in vorgeprägten Ritualen« (Dörner, 1989b, S. 71). Das Ritual der Experimentalmethodik besteht darin, eine einheitliche Beschaffenheit der Situationen von Versuchspersonen zu unterstellen, denn »[f]ür die meisten akademischen Psychologinnen und Psychologen scheint die Methode wichtiger zu sein als der Gegenstand ihrer Wissenschaft« (Galliker, 2016, S. 3). Dies ist ihre Sollbruchstelle.

Das *Abenteuer* der Archäologie besteht darin, dass jede empirische Versuchsplanung einzigartige Bedingungen für die Entfaltung historischer Bedeutsamkeit schafft. Es ist die Verantwortung der Empiriker, sich mit ihr auseinanderzusetzen. Diese Einsicht korrespondiert mit dem von Herzog formulierten Motto der phänomenologischen Psychologie: »die Sache bestimmt über die Methode« (Herzog, 1992, S. 508). Das heißt, dass es keinen Formalismus gibt und geben kann, der *qua* Methode die Experimentalsituation aufklärt. Stattdessen bedarf es einer jeweils neuen »Situationsanalyse«[4],

4 Ein Vorschlag zur Gestaltung von Situationsanalysen findet sich bei Graumann und Métraux (1977). Dabei wird der Ansatz der sogenannten Utrechter Schule (insbesondere Johannes Linschotens) weiterentwickelt. Allerdings ist es bisher nicht zu einer methodischen Ausarbeitung der phänomenologischen Situationsanalyse zu einem Forschungsprogramm gekommen.

die der Lage gerecht zu werden versucht. Unbedachte Routinen hingegen sind ein Verhängnis, weil sie die historische Bedeutsamkeit der Situation verdecken. Der erforderliche Diskurs ist zunächst ein theoretischer, der im Kern auf deskriptive Psychologie, also ein inhaltliches Verständnis von Erleben und Verhalten gründet. Zugleich muss jedoch betont werden, dass damit kein unmäßiger Aufruf zur Theoretisierung der Psychologie verbunden ist. Die Frage der Verhältnismäßigkeit ist jedoch keine der Methode, sondern der Gegenstandsangemessenheit (hierzu Walach, 2005). Diese Frage sachgerecht zu stellen, setzt jedoch voraus, dass die Ausrichtung der Psychologie ihr Verhältnis zur Theorie selbst reflektiert. Diesem Aspekt ist das folgende Kapitel gewidmet.

Der doppelte Sinn der Wissenschaftstheorie

Die zentrale Eigenschaft des »Methodismus« lässt sich als Formalismus beschreiben, also als Abkehr von der konkreten Beschaffenheit des Untersuchungsgegenstandes, an deren Stelle ein analytisches Kalkül tritt. Der Begriff des »Formalismus« findet bisher in mindestens drei wissenschaftstheoretischen Kontexten Verwendung: In der Mathematik besteht der Formalismus (auch »Finitismus«) in einer durch Hilbert geprägten Position, die mit dem Satz »Am Anfang ist das Zeichen« identifiziert werden kann und sich von Intuitionismus und Logizismus abgrenzt (George u. Velleman, 2018). In der Literaturwissenschaft ist der (insbesondere russische) Formalismus durch den Versuch gekennzeichnet, »die Literatur als autonomes System zu betrachten« (Schmid, 2009, S. 155). Die praktische Philosophie spricht vom »Formalismus«, um Auffassungen zu kritisieren, denen es an materialer Konkretheit ermangelt, insofern als sie sich auf Rationalismus, Apriorizität oder Allgemeinheit beschränken. Diese Art der Kritik ist insbesondere gegen Kant (beispielsweise von Hegel) gewendet worden (Zander, 2018). Die Selbstständigkeit der Form gegenüber dem Inhalt ist das Bindeglied dieser drei Begriffe. In diesem Sinne soll der Begriff »Formalismus« auch hier zur methodologischen Kritik verwendet werden: Der Methodismus ist formalistisch, insofern als die Gestalt

und Geltung psychologischer Forschung gegenstandsunabhängig, vor allem aber statistisch, bestimmt wird. Diesem Umstand wird epistemologisch durch die Unterbestimmung des Gegenstandes in der Psychologie Vorschub geleistet (s. u.). An dieser Stelle fällt der Blick allerdings zunächst auf die methodologische Konzeption der psychologischen Forschung, die den Formalismus fundiert, d. h. auf die Wissenschaftstheorie der Psychologie.

Der Begriff der Wissenschaftstheorie ist doppelt besetzt. Zunächst handelt es sich um ein *pars pro toto,* das mit propädeutischem Zweck den wissenschaftsepistemologischen Diskurs mit einer Standardform der logischen Rechtfertigungslehre identifiziert. Bei ihr handelt es sich zumeist um den kritischen Rationalismus, gelegentlich aber auch um Spielarten des Positivismus. Gemeint ist allerdings nicht nur die Vermittlung von Grundkenntnissen über deduktive Schlussfiguren wie das Hempel-Oppenheim-Schema, sondern die Struktur der allgemeinen Verfahrensweise in hypothesenüberprüfender Forschung. Null- und Alternativhypothesentestung findet ihre Rechtfertigung in der Idee des binären Testens, das durch den Falsifikationismus gestützt werden kann. Dieser Formalismus ist die einheitliche Grundlage für klassische Signifikanztestung und bayesianische Hypothesentestung. Freilich ist die Ergänzung um probabilistische Statistik in beiden Formen der hypothesenüberprüfenden Inferenzstatistik notwendig und sogar das eigentliche Betätigungsfeld der empirischen Datenanalyse, doch die forschungslogische Legitimation dieses Vorgehens gründet in einem operativen Konsens derjenigen Forscherinnen und Forscher, die auf diese Untersuchungsart zurückgreifen. Anders gesagt handelt es sich bei Wissenschaftstheorie in diesem ersten, dem *engeren,* Sinne um die Explikation einer generischen Minimalform des Rechtfertigungszusammenhangs, die der Forschung gemeinhin nur implizit und ohne Strenge der Verfahrenspraxis, aber mit formalistischem Anspruch zugrunde liegt.

Dieser erste, geläufige Sinn von Wissenschaftstheorie ist der forschungspraktische Schatten desjenigen Zusammenhangs, der sich im zweiten Sinne als Wissenschaftstheorie bezeichnen lässt. Dieser Zusammenhang ist der geltungstheoretische Diskurs, aus dem heraus die generischen Standardformate für die empirische Hypothesenüberprüfung entstanden sind. Im Gegensatz zu ihnen kann

für den hier gemeinten Diskurs allerdings nicht davon gesprochen werden, dass ein wissenschaftsnormativer Anspruch besteht. Vielmehr ist Wissenschaftstheorie im *weiteren* Sinne (ein alternativer Name ist »Metawissenschaft«) die epistemologische Bestimmung der Geltung und daher ein offenes Problemfeld, dessen Untersuchung weder mit der berühmten Wiener Kontroverse zwischen logischem Empirismus und kritischem Rationalismus begonnen hat noch abgeschlossen wurde.

Die konzeptuelle Bedeutung dieses Unterschieds ist offenkundig: Wissenschaftstheorie im engeren Sinne ist lediglich ein einzelner Standpunkt im diskursiven Feld der Wissenschaftstheorie im weiteren Sinne. Damit ist gesagt, dass die Propädeutik der psychologischen Forschung von der Dignität dieses Standpunktes abhängt. Es sei nicht insinuiert, dass sie, die Dignität der herrschenden wissenschaftstheoretischen Auffassung, zur Disposition stünde – dies erfordert eine separate Erörterung. Die These, die ich an dieser Stelle vortragen möchte, hat erneut nicht einfach den Sinn einer Richtungsänderung, sondern denjenigen, die Bedingungen für die Möglichkeit der Ausrichtung zu schaffen. Konkret gesprochen: Die Entwicklung der Psychologie als Disziplin hängt doppelt davon ab, die Wissenschaftstheorie im weiteren Sinne zu pflegen.

1. *Erkenntnislehre der Psychologie:* Die Fähigkeit der Psychologinnen und Psychologen zur methodologischen Kontroverse hängt auf der grundlegenden forschungslogischen Ebene davon ab, ihre Methodik geltungstheoretisch zu problematisieren. Zwar verfügt die Psychologie über Gütekriterien für Messungen, nämlich Objektivität, Reliabilität und Validität, aber nicht für Maße bzw. Messmethoden. Das heißt, dass dem Wachstum des Methodenkanons prinzipiell keine Grenzen gesetzt sind, solange Methoden schlichtweg als Werkzeuge der Datengewinnung interpretiert werden. Demgegenüber lässt sich allerdings behaupten, dass Beobachtung und Messung keine neutralen Operationen, sondern ihrerseits konzeptuell strukturiert sind. Dieser Einwand ist nicht nur gegenüber Maßen, sondern auch gegenüber den besagten Gütekriterien möglich. Wie bestimmen wir die Geltung von Gütekriterien? Solange in der Psychologie kein intradisziplinärer wissenschaftstheoretischer Diskurs im weiteren Sinne gepflegt wird, wird die Forschung die bisherige Entwicklungsrichtung nur beibehalten oder marginal

anpassen, aber nicht korrigieren können, weil eine Perspektive fehlt, aus der der Korrekturbedarf sichtbar wird.

2. *Der wissenschaftstheoretische Diskurs in der theoretischen Psychologie:* Die Etablierung eines lebendigen wissenschaftstheoretischen Diskurses in der Psychologie ist die Voraussetzung für gelungene Theoriebildung. Die Auffassung, dass der Entdeckungszusammenhang keine komplexe Struktur habe, weil wissenschaftliche Kreativität voraussetzungslos sei, ist nicht haltbar. Ebenso wenig ist es selbstverständlich, dass sich Theorien, die sich bewähren können, schlichtweg aus der Beobachtung ergeben (selbst *grounded theory* setzt hierfür eine Methodik voraus; Mey u. Mruck, 2020). Wichtiger noch ist allerdings, dass das Vermögen, sachgerechte Theorien zu erwägen, bevor sie geprüft werden, gebildet werden muss. Die Vermutung, der Prozess der Wissenschaft führe zu einer offenen und neutralen Haltung gegenüber allen erdenklichen Theorien, wäre naiv. Vielmehr gilt, dass Theoriebildung voraussetzungsreich ist, dass zwar alltagspsychologische Ansätze, aber eben nicht komplexe und geistesgeschichtlich kontextualisierte Überlegungen leicht verfügbar sind, und dass für die Kriterien und Gestaltungsprinzipien der Theoriebildung keine trivialen Techniken bestehen, sondern diese selbst Gegenstand eines Diskurses sein müssen, der für empirisch arbeitende Forscherinnen und Forscher nur dann von Nutzen sein kann, wenn sie selbst dazu in der Lage sind, an ihm teilzuhaben. Anders gesagt: Psychologinnen und Psychologen müssen einen wissenschaftstheoretischen Diskurs führen, wenn ihre Theorieangebote authentische Alternativen sein sollen.

Diese beiden Schnittstellen zwischen Psychologie und Wissenschaftstheorie sollen in den folgenden Abschnitten thematisiert werden. Der erste ist fundamentaler und weist als Erkenntnislehre der Psychologie zugleich über die Disziplin hinaus bzw. gibt ihr einen wissenschaftstheoretischen Rahmen. Es ist also nicht Wissenschaftstheorie am Beispiel der Psychologie, sondern die konstitutive Rolle des wissenschaftstheoretischen Diskurses im weiteren Sinne in der Psychologie gemeint. Bevor wir uns ihm zuwenden, fällt unser Blick auf die zweite Schnittstelle, die ein integraler Bestandteil der theoretischen Psychologie ist, also die Grundlagen der Theoriebildung. Die Aufgabe der theoretischen Psychologie besteht darin, wie eine gewissenhafte Müllerin den Mühlstein der

Kritik immer wieder über die Getreidekörner der Behauptungen zu wälzen, selbst wenn dadurch der scheinbare Fortschritt gefährdet wird. Im Mahlwerk der theoretischen Psychologie wird die Frucht des wissenschaftlichen Geistes nicht nur in theoretische und methodologische Schrote, also grobe Komponenten wie Operationalisierungen oder Konstrukte, sondern diese ihrerseits in feinere Teile – im Bild: epistemologische Kleie und ontologisches Mehl – zerrieben, auch wenn dies eine ewige Aufgabe bedeutet.

Theoriebildung als Gegenstand des Grundlagendiskurses in der theoretischen Psychologie

Mit der Priorisierung des Begründungs- gegenüber dem Entdeckungszusammenhang hat Reichenbach (1938, S. 381 f.) der Geisteshaltung des frühen wissenschaftstheoretischen Diskurses einen repräsentativen Ausdruck gegeben. Die Problematik, die mit dem Verhältnis zwischen Begründung und Entdeckung berührt wird, hat seine Wurzeln in der klassischen Dichotomie von Geltung und Genese. Diese Wurzeln der Problematik lassen sich über Lotze und Leibniz bis auf Platons »Menon« zurückverfolgen (Gabriel, 2012). Im Mittelpunkt habe, so Gabriel, in dieser Tradition die Frage danach gestanden, »wie es möglich ist, Erkenntnisse aus reiner Vernunft unabhängig von sinnlicher Erfahrung zu gewinnen« (S. 475). In der empirischen Wissenschaft betrifft diese apriorische Geltung an erster Stelle das logisch-mathematische Methodeninventar, also die Frage danach, wodurch gerechtfertigt ist, mit bestimmten Methoden und nicht mit anderen Inferenzen vorzunehmen. Reichenbachs Unterscheidung, die »im angelsächsischen Sprachraum das Erbe der Unterscheidung zwischen Genese und Geltung angetreten« habe, sei mit der Auffassung verbunden, »daß es die Erkenntnistheorie einzig mit der Begründung von Erkenntnis zu tun habe« (Gabriel, 2012, S. 477).

Von diesem Standpunkt aus betrachtet handelt es sich bei Theoriebildung und Hypothesenprüfung um separate Zusammenhänge. So plausibel dies auch aus forschungspraktischer Perspektive scheinen mag, da die Gültigkeit von Ideen in keinem Zusammenhang mit ihrer Entstehung zu stehen scheint, muss Poppers Spätwerk

doch als Zeugnis der Einsicht verstanden werden, dass die Trennung zwischen beiden Bereichen der Forschung nie vollständig, sondern immer nur heuristisch erfolgen kann. Während die »Logik der Forschung« (1935) auf den *modus tollens* aufbauend vornehmlich die geltungstheoretische Suche nach Bedingungen von Gewissheit unternommen hat, zeigt sich in der von Frege inspirierten Drei-Welten-Lehre, die sich Popper zu eigen macht, ein Versuch, den logischen Ort der Theorien, die validiert werden sollen, zu bestimmen. Im Mittelpunkt steht dabei der wissenschaftstheoretische Begriff des Problems:

> »We can thus say that there is a kind of Platonic (or Bolzano-esque) third world of books in themselves, theories in themselves, problems in themselves, problem situations in themselves, arguments in themselves, and so on. And I assert that even though this third world is a human product, there are many theories in themselves and arguments in themselves and problem situations in themselves which have never been produced or understood and may never be produced or understood by men. The thesis of the existence of such a third world of problem situations will strike many as extremely metaphysical and dubious« (Popper, 1972, S. 116).

Nicht nur die Geltung von Theorien, sondern auch ihre ideelle Genese wird hier der rein logischen Sphäre der »Dritten Welt« zugeschrieben. Dadurch vermeidet Popper die Widersprüche des Subjektivismus, für den Theorien lediglich idiosynkratische Meinungen der beteiligten Wissenschaftler sind. Es bedeutet aber zugleich, dass die »Dritte Welt« ein rein logisch konstituierter Abschnitt der Welt ist, in dem die Probleme an sich in ihrer Potenzialität strukturiert sind, unabhängig davon, ob sie *de facto* von einer biologischen Entität in der »Ersten« und »Zweiten Welt« jemals konfrontiert werden. Das bedeutet, dass das wissenschaftstheoretische Rätsel der Entdeckung nicht gelöst worden ist. Zwar bietet Popper eine biologistische Erklärung an, nach der die Realisierung der Probleme der »Dritten Welt« von den Anpassungen eines Organismus an seine Umwelt abhängt, doch hierbei handelt es sich um eine streitbare Reduktion eines epistemologischen Zusammenhangs auf einen ontologischen, der sich bei Moscovici in

der Überzeugung wiederfindet, dass sich »keine präzise Unterscheidung zwischen Erfindung und Entdeckung treffen« (Moscovici, 1990, S. 66) lasse.

Die Entstehung von Theorien ist ein Rätsel, von dem die Wissenschaftstheorie nicht unberührt bleibt. Hatte Reichenbach die Problematik noch der Psychologie überlassen wollen, strebt der späte Popper in die entgegengesetzte Richtung: »I suggest that one day we will have to revolutionize psychology by looking at the human mind as an organ for interacting with the objects of the third world; for understanding them, contributing to them, participating in them; and for bringing them to bear on the first world« (Popper, 1972, S. 156). Ungeachtet dieses Optimismus ist die zentrale Lektion für die Psychologie, dass die Wissenschaftstheorie im engeren Sinne, also die Legitimation des hypothesenprüfenden Verfahrens, nicht trivialerweise erfolgreich ist. Nicht erst durch den Angriff von außen, beispielsweise im Positivismusstreit, sondern bereits im internen Diskurs der Wissenschaftstheorie im engeren Sinne, sind Kontroversen gegeben. Das betrifft auch das Verhältnis zwischen Poppers ursprünglichen Überlegungen und den späteren Wissenschaftstheoretikern wie Kuhn, Lakatos oder Feyerabend.

Wissenschaftstheoretische Propädeutik in der Psychologie als Präsentation einer homogenen Legitimationsform für empirische Forschung zu präsentieren, setzt voraus, die hier angedeuteten Widersprüche im wissenschaftstheoretischen Diskurs zu ignorieren. Dabei handelt es sich jedoch nicht um Auslassung von Marginalien, sondern um wesentliches epistemologisches Potenzial. Die Schlüsselfrage ist, was sich durch die Kenntnis dieser Umstände, also den wissenschaftstheoretischen Diskurs, im weiteren Sinne für die Psychologie ändert. Wenn Wissenschaftstheorie nicht als legitimatorischer Hintergrund der psychologischen Forschung, sondern als ihre eigene Verantwortung betrachtet wird, ergeben sich verschiedene Perspektiven der konzeptuellen Ausrichtung, von denen hier drei entwickelt werden sollen: 1. die Kritik des »Wettstreits der Ideen«, 2. die Kritik der Alltagspsychologie, 3. die Integration der Psychologiegeschichte in die Theoriebildung. Es handelt sich um drei Teildiskurse für die theoretische Psychologie als denjenigen Bereich der psychologischen Forschung, der die wis-

senschaftstheoretische Debatte für die Theoriebildung fruchtbar zu machen versucht. Die folgenden Absätze dienen dazu, diese drei Beispiele zu erläutern.

1. Begriffe wie »Wettstreit«, »Wettbewerb« oder »Marktplatz der Ideen« sind mehrdeutige Metaphern, die beispielsweise auf demokratische Meinungsbildung und Redefreiheit angewendet werden können (Kotzur, 2018). Im wissenschaftstheoretischen Zusammenhang soll die Idee des *marketplace of ideas,* die von Klassikern der Britischen Aufklärung wie Milton und Mill geprägt worden ist (Ingber, 1984), allerdings so verstanden werden, dass die Gesamtgüte der in der Wissenschaft vertretenen Ideen akkumulativ anwächst, weil schwächere Theorien gleich Angeboten mit Überpreis am wirtschaftlichen Markt verdrängt werden. Die Argumentationsfigur hat zwei Voraussetzungen.

Erstens ist erforderlich, dass die Ablehnung unzureichender Theorien, etwa durch Falsifikation, eine Einschränkung des theoretischen Feldes bedeutet. Tatsächlich ist dies jedoch nicht trivial, denn wissenschaftliche Kreativität bewegt sich in einem Raum, dessen Dimensionen nicht transparent und statisch sein müssen, insbesondere nicht im Fall von empirischen Theorien. Das bedeutet, dass aus dem Anstieg an verworfenen Theorien nicht die Reduktion an verbliebenen Möglichkeiten folgen muss, da deren Anzahl gegebenenfalls unendlich ist. Allerdings ließe sich auch unter Verletzung der ersten Voraussetzung noch immer dafür argumentieren, dass der Ausschluss unzureichender Theorien die durchschnittliche Güte der verbliebenen möglichen Theorien steigert. Das setzt jedoch zweitens die Kommensurabilität von Theorien voraus. Allein, die binäre Kodierung in falsifizierte und noch nicht falsifizierte Theorien entspricht keinem Vergleichsmaß. Dass eine Theorie noch nicht falsifiziert worden ist, bedeutet nicht, dass sie auch besser ist. Es könnte schlichtweg schwieriger sein, sie zu überprüfen. So ergibt sich insgesamt, dass ein kontinuierliches Verwerfen von Theorien kein globaler Erkenntnisgewinn für die Wissenschaft im Sinne des Strebens nach »objektivem Wissen« (Popper, 1972), sondern immer nur ein lokaler ist, nämlich die Überwindung der jeweils einzelnen fehlerhaften Theorie. Daraus folgt, dass planlose Theoriebildung, die ihren Wert aus der möglichen Falsifikation zu gewinnen meint – gewissermaßen eine Theoriebildung

nach Gelegenheit –, sich in Wirklichkeit nicht auf diesen Wert verlassen kann. Der »Wettstreit der Ideen« ist kein ausreichendes Kriterium für den wissenschaftlichen Fortschritt.[5] Das alternative Kriterium, das ohne Aufwand zur Verfügung steht, nämlich der Alltagsverstand, ist jedoch ebenso unzureichend – dies führt uns zum zweiten Teildiskurs.

2. »Alltagspsychologie« ist ein oftmals pejorativ verwendeter Ausdruck, der einesteils eine Abgrenzung zwischen epistemologisch ungenügenden und genügenden Aussagen mit Anspruch, Psychologie zu sein, vornimmt, und andernteils mit Begriffen wie »Augenscheinvalidität« zusammenfällt, insofern als einige wissenschaftliche Aussagen auch durch den *sensus communis* plausibiliert werden können (zu bedenken ist allerdings der sogenannte »knew-it-all-along«-Effekt). In der Wissenschaftstheorie kommt der Problematik der Alltagspsychologie eine fundamentalere Bedeutung zu. Sie hat wesentlich mit der etablierten Forschungspraxis zu tun, die sich als Funktionalismus beschreiben lässt und in der Tradition des amerikanischen Pragmatismus steht (Buxton, 1985, S. 108). Im Herzen des Funktionalismus steht die Übertragung des darwinistischen Evolutionismus auf die Psychologie nach dem Vorbild von Spencers »Principles of Psychology« (1855). In der James-Lange-Theorie der Gefühle findet der Funktionalismus in seiner radikalsten Lesart ein klassisches Beispiel der empirischen Theoriebildung. Die Funktion von Gefühlszuständen sei, körperliche Veränderungen anzuzeigen. Funktionen sind dabei teleologische Sachverhalte, die der Adaptation ihres Trägers dienen.

Mit dem Begriff des Alltags steht der Funktionalismus insofern in Verbindung, als dass er gleich dem Pragmatismus den *sensus communis,* also die Überzeugungen, die im gewöhnlichen Lebensvollzug für sachgerecht erachtet werden, ohne dass dabei die Bedin-

5 Die Idee des wissenschaftlichen Fortschritts selbst ist eine fragwürdige. Zumeist wird der Begriff heutzutage im Sinne eines Fortschrittsoptimismus und Szientismus verwendet. Der Wortsinn hilft bereits dabei, eine kritische Distanz aufzubauen: Wovon schreiten wir fort? Es schließt sich die nächste Frage an: Wohin schreiten wir fort? Die Antwort kann nicht wieder »Fortschritt« sein, und »Zukunft« (hier offenbart sich ein weltanschaulicher Futurismus) ist eigentlich kein Begriff, der bedingungslos das Prädikat »besser« trägt.

gungen der Erkenntnis zur Reflexion kommen, nicht schlichtweg als fehlerhaft beurteilt – so wie es etwa in Tradition des Cartesianismus als »Glaube an den Schein« vermutet werden könnte –, sondern als das Ergebnis eines adaptiven Prozesses. Das bedeutet eine epistemologische Plausibilisierung der alltagspsychologischen Auffassungen dadurch, dass ihre Entstehung auf die Anpassung des Menschen an die Anforderungen seiner Umwelt zurückgeführt wird. Alltagspsychologie ist aus funktionalistischer Perspektive nicht einfach falsch, weil sie der psychologischen Methodologie entbehrt, sondern allenfalls unzureichend, weil sie der methodischen Überprüfung bedarf. Diese Geisteshaltung ist in der Gegenwartspsychologie ubiquitär, wie sich exemplarisch daran zeigt, dass die Einleitungen von Einzelpublikationen oftmals auf den Bereich des alltäglichen Lebens rekurrieren (erkennbar an Phrasen wie »wer kennt es nicht«, »im täglichen Leben«, »in modernen Gesellschaften« etc.). Die Rechtfertigung des Forschungsinteresses erfolgt in diesen Fällen zumeist implizit durch die Bezugnahme auf die Alltagspsychologie.

Ein weiteres Beispiel für die Nähe der zeitgenössischen akademischen Psychologie zur alltäglichen findet sich bei Mausfeld: »In seiner lokalen Fokussierung auf Beziehungen mentaler Phänomene zu Prozessen und Dingen, die aus Alltagsperspektive konkret fassbar sind, weist der Neuroreduktionismus eine enge Anbindung an die Erklärungskonzeption des Alltagsverstehens auf, was ihm aus Alltagssicht eine scheinbare Plausibilität verleiht« (Mausfeld, 2010, S. 184). Mausfeld verbindet diese Beschreibung des neuropsychologischen Rückgriffs auf Alltagskonzeptionen mit einer Kritik an der Begünstigung von Forschung zur Untersuchung von »Bedingungs- und Effektvariablen« (S. 187) anstelle von Beiträgen »zur Entwicklung eines Substrats kumulativer Theoriebildung« (S. 188). Auch wenn wir uns dieser Position anschließen, gilt es zu ergänzen, weswegen die Alltagsplausibilisierung im Urteil der Wissenschaftstheorie kein ausreichendes Kriterium für psychologische Theoriebildung ist. Es bieten sich verschiedene Argumentationen an. So spricht sich beispielsweise der eliminative Materialismus (Westermann, 2000, S. 49 f.) gegen alltagssprachliche Konzepte aus, weil die molekularen Naturprozesse als ultimative Realitätsebene ontologisch in keinem Bezug zur phänotypischen Erschei-

nung des Alltags stehen. Dies ist ein Argumentationsmuster, das sich mit Husserl und seinem Schüler Gurwitsch als »galileische Weltanschauung« beschreiben lässt: »Modern science of the Galilean style starts by refusing to accept the perceptual world at face value. Instead, reality is believed to contain, embody, and conceal a mathematical structure« (Gurwitsch, 1974, S. 35).

Anstelle einer Konföderation mit dem eliminativen Materialismus soll hier erneut eine wissenschaftstheoretische Distanz zu einzelnen Richtungen bezogen, also stattdessen die Bedingung der Möglichkeit für Ausrichtung geschaffen werden. Das bedeutet, dass auch mit Blick auf die materialistische Opposition zum Pragmatismus hervorgehoben werden muss, dass es explikative Alternativen gibt. Gurwitschs Kritik am »galileischen Weltbild« hinsichtlich seiner mathematischen Präsuppositionen, die nicht ohne Weiteres auf die Psychizität der Lebenswelt übertragen werden können, ist dafür ein sinnfälliger Ausdruck: »[A] cloak or tissue of ideas, of mathematical ideas and symbols, is cast on the life-world to conceal it to the point of being substituted for it. What in truth is a method and the result of that method come to be taken for reality« (S. 45). Entscheidend für die theoretische Psychologie ist allein, dass der Diskurs selbst gepflegt wird, sodass die empirische Forschung keine Form der Plausibilisierung – sei sie alltagspsychologisch oder durch ein anderes Weltbild geprägt – verabsolutiert.

3. Welche Methodologie steht dem Diskurs der theoretischen Psychologie indessen zur Verfügung, um gegenüber dem Dogmatismus einzelner Plausibilisierungsmuster für die Theoriebildung gewappnet zu sein? Zur Beantwortung dieser Frage ist die Reflexion auf den Unterschied zwischen systematischer und historischer Forschung (aus dem vorherigen Kapitel) auf Ebene der theoretischen Psychologie zu wiederholen. Eine rein systematisch verfahrende Psychologie ist eine positivistische Psychologie im Sinne des Wiener Kreises. Das bedeutet, dass alle psychologische Forschung von historischen Referenzen zu befreien ist, sodass Sachfragen, aber auch die Theoriebildung ausschließlich am gegebenen Datenmaterial entschieden werden. Der Positivismus (Kolakowski, 1971), der historisch in verschiedenen Formen aufgetreten ist (logischer Positivismus, Empiriokritizismus, soziologischer Positivismus Comtes), lässt sich als Emanzipationsbewegung der nomo-

thetischen Wissenschaften verstehen, die sich in ihrem Recht von einer philosophischen Hegemonie befreit hat. Der Verdacht, der diese Emanzipation motiviert, ist, dass wissenschaftlicher Fortschritt von Theorietraditionen gehemmt wird. Das Kriterium ist dabei phänomenalistisch, beurteilt die Güte von Theorien also danach, ob sie sich auf beobachtbare Veränderungen in der Natur stützen oder sie transzendierende Entitäten voraussetzen (z. B. in der Physik den Äther).

Auch der zeitgenössische Diskurs in der Psychologie ist positivistisch geprägt. Das zeigt sich beispielsweise daran, dass die Zitationspraxis auf Aktualität ausgelegt ist. Auch die Idee der Sparsamkeit bzw. Parsimonität harmoniert mit dieser phänomenalistischen Idee (sowie mit dem pragmatischen *principle of observability* oder dem sogenannten Ockham'schen Rasiermesser). Allerdings lässt die positivistische Emanzipationsbemühung, die ferner mit dem Metaphysikverbot des kritischen Rationalismus verwandt ist, außer Acht, dass der Diskurs der Theoriebildung, wenn er die Präsupposition einer Wissenschaftstheorie im engeren Sinne vermeiden will, auf die historische Kontextualisierung angewiesen ist. Das redensartliche Kind, das mit dem Bade ausgeschüttet wird, war für die positivistische Renovation der Naturwissenschaften die historische »Verweisungs-Ganzheit« als Voraussetzung eines anspruchsvollen theoretischen Diskurses. So wie Bergson (2013) beschreibt, dass die kreative Evolution nicht sprunghaft von den einfachsten zu den komplexesten Gestalten übergehen kann, ist auch eine Psychologie, die sich stets nur auf die neueste Geschichte der Theoriebildung verlässt, einem konzeptuellen Minimalismus, dem die Simplizität droht, ausgeliefert. Nur die sachgerechte Kenntnis der Psychologiegeschichte ohne Abhängigkeit von Theorietraditionen, die vom Positivismus zu Recht kritisiert worden ist, kann eine ansonsten schlechterdings nicht ausgeschlossene Repetition der Theoriebildung sowie deren Trivialität vermeiden.

Die drei soeben angeführten Beispiele für die wissenschaftstheoretischen Teildiskurse der theoretischen Psychologie betreffen die Güte der Theoriebildung. Diese optimiert sich nicht selbstständig durch den Wettstreit der Ideen. Das bedeutet, dass die theoretische Psychologie das Verhältnis zwischen Theorien nicht als Konkurrenz begreifen kann, in der die Falsifikation einer Theorie den Wert

einer anderen steigert oder für sie Bewährung bedeutet. Das gilt auch wissenschaftssoziologisch, denn das Fortbestehen von Theorien ist kein *survival of the fittest.* Vielmehr finden sich gerade in der Psychologie Beispiele wie die Gestaltpsychologie, deren Abklingen nicht ohne Weiteres darauf zurückgeführt werden kann, dass die an ihrer statt popularisierten Ansätze ein höheres Maß an Geltung hätten (Métraux, 1985). Das Verhältnis zwischen Theorien ist also keine Konkurrenz, sondern die Kontroverse – eine wissenschaftstheoretische Kategorie, die einer komplexen Analyse verlangt.

Theoriebildung darf sich ferner nicht auf die Alltagspsychologie verlassen, solange sie zu vermeiden strebt, die »natürliche Einstellung« zu dogmatisieren. Daraus ergibt sich ein Teildiskurs in der theoretischen Psychologie, der sich damit auseinandersetzt, welche Weltanschauungen der Theoriebildung zugrunde liegen. Dabei ist der Begriff der Weltanschauung nicht notwendigerweise pejorativ besetzt, sondern kann beispielsweise mit Jaspers (1919) in Verwandtschaft zur bereits erwähnten *episteme* als eine Erfahrungsform verstanden werden, deren Dynamik einer eigenen Analyse bedarf.

Außerdem ist die Theoriebildung auf eine historische Kontextualisierung angewiesen, um die Wiederholung von Ansätzen zu vermeiden und ein ausreichendes Maß an Komplexität zu erreichen. Diese Kontextualisierung kann jedoch nicht lediglich auf historischer Kenntnis der Psychologiegeschichte im Sinne von Historiografie erreicht werden. Im Gegenteil besteht die Aufgabe der theoretischen Psychologie darin, eine angemessene Methodologie für den historischen Diskurs in der Psychologie zu pflegen. Wissenschaftsgeschichtliche Forschung zeigt, dass die Interpretation historischer Theorieangebote keine Trivialität ist und die arglose Deutung der Vergangenheit nicht nur Missverständnisse zu bergen droht, sondern auch schädlich sein kann.

Die Erkenntnislehre der Psychologie

Dass ein systematischer und historischer Grundlagendiskurs über die psychologische Theoriebildung durch die theoretische Psychologie etabliert werden sollte, ist die Behauptung des vorherigen Abschnitts. Der Vorgang der Theoriebildung ist jedoch nicht nur von

inneren Konstitutionsbedingungen abhängig. So ist bereits erläutert worden, dass der Prozess der Theoriegenese mit der logischen Untersuchung von Geltung verwoben ist. Im logischen Aufbau der Wissenschaft ist der wissenschaftstheoretische Diskurs innerhalb der theoretischen Psychologie folglich seinerseits in einen über sie hinaus gehenden Diskurs der Wissenschaftstheorie eingebettet, der als *Erkenntnislehre der Psychologie* bezeichnet werden kann. Im Gegensatz zu dem im vorherigen Abschnitt beschriebenen Diskurs über die Grundlagen psychologischer Forschung im Einzelnen, also etwa einzelner Theorietraditionen, wird in der Erkenntnislehre die Psychologie als Wissenschaft schlechthin thematisiert.

Am Beispiel gesprochen: Die Erkenntnislehre der Psychologie sollte sich mit dem Leib-Seele-Problem, das ein Fundamentalproblem der Philosophie ist, beschäftigen, insofern als es die psychologische Forschung ermöglicht, beschränkt oder ihr einen Handlungsspielraum gibt. In dieser Hinsicht handelt es sich also nicht um eine Wissenschaftstheorie oder Epistemologie der Wissenschaft überhaupt, sondern um eine disziplinäre, die aber von der theoretischen Psychologie dadurch unterschieden ist, dass sie der Experimentalpsychologie nicht direkt dienlich ist. Anders gesagt heißt das, dass die theoretische Psychologie die forschungslogische Möglichkeit empirischer Psychologie schafft, während die Erkenntnislehre der Psychologie die Voraussetzungen dieser Möglichkeit untersucht. Diese beiden Ebenen müssen für einzelne Sachfragen nicht streng getrennt werden, doch das hier vorgetragene Projekt, für Ausrichtungsversuche eine Organisation zu gewinnen, muss diese Reflexionsebenen systematisch trennen.

Die Schlüsselfrage für die Erkenntnislehre der Psychologie richtet sich auf die Gestalt der Psychologie als Wissenschaft: Was kann Psychologie überhaupt erforschen und wie kann sie es? Der erste Teil der Frage fällt mit der Gegenstandsfrage zusammen, die im nächsten Abschnitt behandelt werden soll, der zweite ist die Methodenfrage, ruft also eine allgemeine psychologische Methodologie auf den Plan. Die Bedeutung dieser Schlüsselfrage ist, der Silhouette der Psychologie nachzuforschen, also das Wesen psychologischen Wissens zu bestimmen. Erst diese Betrachtungsebene erlaubt zu klassifizieren, ob eine Thematik psychologisch sei oder nicht. Es mag zwar im Wissenschaftsalltag selbstverständlich scheinen, dass

manche Untersuchungen offensichtlich psychologisch seien und andere nicht, doch auf den zweiten Blick gibt es zahllose Beispiele für Forschungsprogramme, die auch biologisch, soziologisch oder ethnologisch sein könnten. In diesem Sinne geht die Erkenntnislehre der Psychologie auch der Frage nach der Einheit der Disziplin nach. Dabei ist indessen nicht präsupponiert, dass diese Einheit bestehen müsse. Auch die Behauptung, dass die Psychologie eine durch Institutionen zusammengehaltene Kunstdisziplin sei, die keinen inneren Zusammenhalt besitzt, lässt sich nur auf dem Terrain dieser Erkenntnislehre beurteilen.

Ein wichtiger Grund für die Trennung von theoretischer Psychologie und Erkenntnislehre der Psychologie ist, dass jene auch operationsfähig bleibt, wenn der Stand des Diskurses in dieser unklar ist. Konkret gesprochen: Auch wenn das Leib-Seele-Problem oder die Messbarkeit des Psychischen Rätsel bleiben, kann die Theoriebildung auf Grundlage dieser Unbestimmtheit gestaltet werden. Das bedeutet allerdings keine Indifferenz, sondern methodologische Kontingenz – die Verschränkung von beiden Teilen des wissenschaftstheoretischen Denkens bedeutet, dass die theoretische Psychologie die Theoriebildung in Abhängigkeit von Einsichten der Erkenntnislehre neu ausrichten kann. Dass sie es nur »kann«, spiegelt sich im tatsächlichen Status der Verschränkung wider: Zwar gibt es vereinzelte Bezugnahmen, doch eine Methodologie für die Thematisierung wissenschaftstheoretischer Erkenntnisse in der Psychologie ist nicht zuverlässig verfügbar. Erst die Stärkung und Entwicklung der theoretisch-psychologischen Praxis kann dazu führen. Auch die reziproke Richtung der Bezugnahme ist nur kontingent, wie sich am Beispiel der Replikationskrise zeigt, denn es ist die mangelnde Routine eines grundlagenwissenschaftlichen Diskurses, die aus einer nützlichen Herausforderung für die Disziplin eine verhängnisvolle Krise werden lässt. Mit einer ausgebildeten theoretischen Psychologie und deren konstruktiven Bezugnahme auf die psychologische Erkenntnislehre würde nicht nur eine Antwort auf, sondern auch eine Lernerfahrung angesichts von Krisen dieser Art leichter fallen.

Um die Leistungsfähigkeit des hier vorgeschlagenen metawissenschaftlichen Diskurses, dessen beiden wissenschaftstheoretischen Teile die theoretische Psychologie und die Erkenntnislehre

der Psychologie bilden, zu verdeutlichen, sollen auch für seine grundlegende Seite, also die Erkenntnislehre, wie bereits im vorherigen Abschnitt für die theoretische Psychologie drei exemplarische Teildiskurse vorgestellt werden: 1. die Metrologie, also die Lehre vom Messen im Phänomenbereich des Psychischen; 2. die Terminologie, in der das Verhältnis von Begriffen, Definitionen und Konstrukten analysiert wird; und 3. Phänomenologie, mit deren Hilfe die Erfahrung, die psychologisches Forschen ermöglicht, bestimmt wird. Die Behauptung dieses Abschnitts ist, dass das Ausbleiben von Paradigmenwechseln in der Psychologie in den letzten Jahrzehnten darauf zurückzuführen ist, dass Psychologinnen und Psychologen wegen der unzureichenden Entwicklung der disziplinären Erkenntnislehre der konzeptuelle Gestaltungsspielraum nicht vertraut ist. Historisch zeigt sich, dass Anfang des 20. Jahrhunderts mehrere paradigmatische Angebote in einem kontroversen und kreativen Austausch miteinander standen, weil ihre Vertreterinnen und Vertreter dank philosophischer Bildung grundlagenwissenschaftliche Alternativen erwägen konnten. Diese Fruchtbarkeit und Kritikfähigkeit wieder zu erlangen, ist die Grundintention des hier vorgeschlagenen wissenschaftstheoretischen Programms.

1. Die Frage danach, was die Psychologie misst, weist auf den Begriff des Messens selbst zurück. Dieser birgt in sich eine konzeptuelle Ambiguität. Einerseits können Messungen als Darstellungen begriffen werden, insofern als sie etwas in seinen primären Qualitäten erst zur Gegebenheit bringen, andererseits als Repräsentationen (Abbildungen), in denen ein empirisches Relativ auf ein numerisches abgebildet wird. Der Unterschied besteht darin, dass in der ersten Auffassung der Vollzug der Messung die epistemologische Gewähr für die Messdaten gibt. Maßstäbe werden für Darstellungen in den Messungen als Operationen selbst gesetzt. Die Rede von Abbildungen bedeutet demgegenüber die Fundierung der Maßstäbe in der Realität. Kurzum: Messen kann durch den Realismus, aber auch durch alternative erkenntnistheoretische Ansätze bestimmt werden, etwa durch den Konstruktivismus (z. B. genetische Epistemologie; Piaget, 1970).

Zwar mag die mengentheoretische Konzeption der Messung (Saint-Mont, 2011) vorsehen, dass eine Menge *W,* welche die Realität repräsentiert, durch eine feststehende Vorschrift *s* auf eine

Menge *Z* von Zahlen abgebildet wird, doch damit ist die Frage nach der Natur der Realität, die abgebildet wird, nicht beantwortet. Hinter einem vermeintlich realistischen Messbegriff der Psychometrie mag sich also ein Konstruktivismus verbergen, wenn die psychologische Forschung nicht dazu imstande ist, das empirische Relativ zu bestimmen, das sie abbildet. Es handelt sich hierbei nicht nur um eine Formalität, sondern um eine messtheoretische Kontroverse über die Messbarkeit des Psychischen, die seit den 1960er Jahren ausgetragen wird. Mausfeld (1993) beschreibt, wie der Begriff des Messens ursprünglich als sogenanntes »fundamentales Messen« bestimmt worden ist (Scott-Suppes-Paradigma). Fundamentales Messen ist die homomorphe (strukturerhaltende) Abbildung eines empirischen Relativs in bzw. auf ein numerisches Relativ: »Das durch Zahlgebrauch als quantitativ Aufscheinende ist nichts anderes als das Spiegelbild der qualitativen Relationen zwischen den Objekten« (Mausfeld, 1993, S. 563). Das Kernproblem ist nun, dass jedes fundamentale Messen extensives Messen zu sein scheint, also eine additionsanaloge Verknüpfung zwischen den empirischen Entitäten. Allein, was lässt sich unter Addition im Bereich des Psychischen verstehen?

Bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts blieb die Auffassung vorherrschend, dass fundamentales Messen in der Psychologie nicht möglich sei. Eine Lösung wurde erst mit dem Konzept der sogenannten »verbundenen Messung« (*conjoint measurement;* dt. auch Verbundanalyse bzw. Verbundmessung) entwickelt. Verbundmessung setzt keine extensive Verknüpfung voraus. Stattdessen sind ihre Bedingungen zwei unabhängige Merkmale, deren Summe ein drittes (von ihnen abhängiges) Merkmal ergibt, z. B. binaurale Lautstärke als Summe der unabhängigen Lautstärke im linken und rechten Ohr. Aus den Ordnungsinformationen der Teilstrukturen lässt sich eine kontinuierliche Repräsentation gewinnen. Messbarkeit ist nach diesem Verständnis auch für das Psychische gegeben, insofern als das numerische Relativ, das das nicht extensiv messbare Psychische abbilden soll, aus anderen Messungen berechnet wird.

Dieses Verfahren findet seine Anwendung beispielsweise in Strukturgleichungsmodellen, in denen die Varianz latenter Variablen durch die mathematische Integration manifester Maße errechnet wird. So lässt sich beanspruchen, dass Persönlichkeitstests nicht

nur Itemsammlungen sind, sondern tatsächlich Persönlichkeit messen. Ob es sich dabei allerdings um Messung im Sinne von Darstellung oder im Sinne von Repräsentation handelt, ist ebenso denkwürdig, wie die Bedeutung von mathematischer Psychologie dieser Art schlechthin für das Erkenntnisinteresse der Psychologie. Die drei von Krantz, Luce, Suppes und Tversky verfassten Bände »Foundations of Measurement« (1971, 1989, 1990) geben bereits in ihrem Umfang von insgesamt ca. 1500 Seiten einen Eindruck von der Komplexität des messtheoretischen Diskurses. So fundamental diese Belange für die Verfassung der Psychologie als Wissenschaft sind, so anspruchsvoll ist es, sie angemessen zu thematisieren. Hier zeigt sich ein Desiderat der Erkenntnislehre, das auf die Psychologie einen entscheidenden Einfluss ausüben könnte: Metrologie in einem wissenschaftstheoretischen Kontext als Grundlage der Psychologie zu entwickeln.

2. Wissenschaftliche Terminologie scheint zunächst nur eine taxonomische Ordnungsfunktion zu haben, Nomenklatur zu sein und einen propädeutischen Wert zu haben. Die Bedeutung der Sprache in der Psychologie spiegelt sich in ihrer Verwendung als Etikett (engl. *label*) wider: Wenn ein Sachverhalt wie etwa die »Intelligenz« oder das »Problemlösen« angesprochen werden, so handelt es sich weniger um eine essentialistische Artikulation einer Struktur, sondern um eine nominalistische Zusammenfassung von Einzelereignissen. Die Forschung zur Intelligenz ist dafür das beste Beispiel, weil sie trotz ihrer Ausführlichkeit in einem korrelationsanalytischen Design kulminiert, das auf konzeptueller Ebene der Betrachtung die Gemeinsamkeit in der Rangreihung von Antwortverhalten bei unterschiedlichen kognitiven Aufgaben untersucht. Auf performativer Ebene der Betrachtung lässt sich sogar davon sprechen, dass bei Intelligenztestung ein Vergleich zwischen aktuellem Verhalten einer oder mehrerer Versuchspersonen mit vorherigen Versuchspersonen (Normstichprobe) erfolgt. Der Begriff der »Intelligenz« wird dabei also zu einem bloßen Katalysator für den Vergleich zwischen dem Antwortverhalten von Versuchspersonen. Dieser Umstand findet seinen pointiertesten Ausdruck in der operationalen Auffassung der Intelligenz: »Intelligenz ist, was der Intelligenztest misst« – oder eben: »Psychologie ist, was die Psychologen tun« (Traxel, 1976, S. 123). Von diesem Standpunkt

aus betrachtet, ist Terminologie in der Psychologie beliebig und dient lediglich einer Vereinfachung der Orientierung für diejenigen, die über Verhalten von Versuchspersonen sprechen – »Intelligenz« könnte einen beliebigen anderen Namen tragen.

Allein, dass diese Betrachtungsweise sich selbst *ad absurdum* führt, weil Psychologie ihr Forschungsinteresse nicht mehr rechtfertigen kann, ist offenkundig. Am Beispiel der Intelligenz gesprochen, ist die Schlüsselfrage also, weswegen gerade diese kognitiven Aufgaben miteinander verglichen werden und nicht jede beliebige weitere. Zwar mag es der Fall sein, dass angesichts der hohen Korrelation der allgemeinen Intelligenz mit vielen (rein psychometrisch betrachtet eventuell sogar allen) Leistungsvariablen der Kognition auch andere Aufgaben für die Intelligenztestung infrage kommen, doch die Praxis widerspricht dieser Vermutung, denn Intelligenztests verwenden zumeist ein domänenspezifisches Repertoire an Aufgabenarten, das zu erkennen gibt, dass mehr am Werk ist als eine willkürliche Korrelation beliebigen Verhaltens. In anderen Worten: Die Intelligenzforschung ist wie alle psychologische Forschung von impliziten Auffassungen über die nur scheinbar »etikettierten« Untersuchungsgegenstände geleitet. Diese Präsuppositionen kommen allerdings zumeist nicht zur Sprache. Ihre Bedeutung ist subliminal und ruht – das ist der tiefere Sinn der Terminologie – in den Begriffen selbst.

Terminologische Forschung lässt sich dann als Desiderat für die Psychologie erkennen, wenn die Annahme, der wissenschaftssprachliche Raum lasse sich rational konstruieren und modifizieren, überwunden wird. Es gibt etwas, das wir erst mit dem nächsten Abschnitt über die Gegenstandsfrage zur Sprache bringen können, dass die Psychologie davon abhält, Begriffe wie »Intelligenz« durch beliebige Unworte zu ersetzen: Es gibt eine Grenze des eliminativen Materialismus, für den die natürliche Sprache nur ein Hindernis ist. An die Stelle eines unstrukturierten Sprachgebrauchs in der Psychologie stellt die Terminologie eine Reflexion auf den Bedeutungshof der Begriffe. Ein Beispiel für Analysen dieser Art findet sich in Finks Verständnis von »operativen« und »thematischen« Begriffen. Dabei sind die »thematischen« diejenigen Begriffe, die zum expliziten Gegenstand der Forschung werden. Sie grenzt Fink von den »operativen« ab:

»[I]n der Bildung der thematischen Begriffe gebrauchen die schöpferischen Denker andere Begriffe und Denkmodelle, sie operieren mit intellektuellen Schemata, die sie gar nicht zu einer gegenständlichen Fixierung bringen. Sie denken durch bestimmte Denkvorstellungen hindurch auf die für sie wesentlichen thematischen Grundbegriffe hin. Ihr begriffliches Verstehen bewegt sich in einem Begriffsfeld, in einem Begriffsmedium, das sie selber gar nicht in den Blick zu nehmen vermögen. [...] Das so umgängig Verbrauchte, Durchdachte, aber nicht eigens Bedachte eines philosophierenden Denkens nennen wir die operativen Begriffe. Sie sind – bildlich gesprochen – der Schatten einer Philosophie« (Fink, 1957, S. 324 f.).

Ebenso wie Fink vom Schatten der Philosophie spricht, gilt es vom Schatten der Psychologie zu sprechen. Das psychologische Vokabular findet seinen Ausgang nicht von *clara et distincta perceptio,* also nicht von unmissverständlichen Selbstevidenzen. Im Gegenteil droht stets die Gefahr, sich im Labyrinth der Präsuppositionen zu verlieren. Dieser in die Tiefe weisenden Ordnung nachzuspüren, ist beispielsweise die Voraussetzung dafür, überprüfen zu können, ob mit denselben Ausdrücken auch derselbe oder vielmehr unterschiedliche Begriffe gemeint sind. So ist es ohne Weiteres nachvollziehbar, dass Wundt, wenn er vom »Denken« spricht, etwas anderes gemeint haben kann, als es einem unserer Zeitgenossen naheliegt, der heute über »thoughts« forscht. Hier verlangt es mehr als eine hermeneutische Vorsicht, nämlich eine Systematisierung der psychologischen Terminologie, denn andernfalls bleibt es ausgeschlossen, generationenüberspannende Forschungsprogramme zu entwickeln, was zugleich bedeutet, dass der Psychologie der Gegenwart droht, die Fehler der vormaligen zu wiederholen.

Selbst mathematische Definitionen weisen auf einen logischen Urgrund zurück. Nur denjenigen, für die Analysis und Algebra lediglich Instrumente und keine eigenen Forschungsbereiche sind, bleibt verborgen, dass ein entscheidender Teil des mathematischen Diskurses um die Rechtfertigung von Definitionen sowie das Verständnis der ihnen immanenten logischen Strukturen bemüht ist. Gleichermaßen sollte für die Psychologie gelten, dass Definitionen eines beispielsweise empirisch zu untersuchenden Terminus nicht auf ein seinerseits unreflektiertes und unterbestimmtes Geflecht

von alltagssprachlichen Ausdrücken zurückverweisen. Ein Beispiel: »Cognition is the conscious process of the mind by which one becomes aware of thoughts and perceptions, including all aspects of perceiving, thinking, and remembering« (Serrano, de Castillo u. Carretero, 2014, S. 3). Die Plausibilität dieser Definition ruht vollständig auf einem nur scheinbar existenten nomologischen Netzwerk von ihrerseits bestimmungsbedürftigen Begriffen. Selbst dann, wenn sich ein anderer Beitrag zur Forschung dieser Definition anschließen sollte, kann nicht als gewährleistet gelten, dass in ihr die zur Definition verwendeten Begrifflichkeiten im selben Sinne verstanden werden. Nur dann, wenn Terminologie als Gebiet der Erkenntnislehre in der Psychologie streng und gewissenhaft gepflegt wird, sind theoretische Beiträge kommensurabel. Dabei handelt es sich folglich um keine Nebensache, sondern ein Herzstück eines sachgerechten Forschungsprozesses, nämlich die Konstitution des nomologischen Netzwerks. Nur eine Überhöhung antirealistischer, also etwa konstruktivistischer, Auffassungen von der Erkenntnis kann gegenüber diesem Umstand blind sein.

3. Die Phänomenologie vermag verschiedene Beiträge zur Psychologie zu leisten (Wendt, 2020a). Ihre Erkenntnislehre zu strukturieren, ist einer davon. Phänomenologie ist keine deskriptive Psychologie, in der die Subjektperspektive für das eigentliche Forschungsgebiet der Psychologie behauptet wird. Es handelt sich um eine Strukturanalyse von Bewusstsein und Erfahrung. Offensichtlich wird die Relevanz dieser Analysen für die Psychologie am Beispiel der Fremdwahrnehmung: Die Voraussetzung dafür, dass eine Versuchsperson als Akteur im Experiment untersucht wird, ist, dass die forschenden Psychologinnen und Psychologen sie als solchen identifizieren. Nun ließe sich sagen, dass nichts trivialer ist, da jeder Versuchsleiter bereits bei der Begrüßung aufgrund impliziter Voraussetzung diese Prüfung übernimmt, doch es besteht ein entscheidender Unterschied darin, etwas entweder performativ zu aktualisieren oder strukturell zu verstehen – man denke nur an den Herzschlag, den jede und jeder beständig durchführt, doch selbst Herzchirurgen können an ihrem restlosen Verständnis des Mechanismus zweifeln. Selbst in der Praxis der Experimentalpsychologie wird diese Problematik relevant, wenn vor den Versuchsleitern dereinst Roboter stehen und zu fragen sein wird, ob sie als

(Versuchs-)Personen zuzulassen sind. Kurzum: Die Bestimmung der Fremderfahrung ist die Bestimmung des Ursprungs psychologischer Forschung.

Es ließe sich meinen, dass Fremdwahrnehmung zwar ein wichtiger Sachverhalt sei, er aber bereits ausreichend philosophisch erläutert worden ist und keine Kontroverse bleibe. Im Gegenteil ist jedoch der Fall, dass bis in die Gegenwart, insbesondere im Kontext der Philosophie des Geistes, Grundsatzstreits über die Frage des Fremdpsychischen bestehen. Erwähnt sei nur die Kontroverse zwischen drei grundsätzlich entgegengesetzten Auffassungen (Zahavi, 2014): 1. Wir nehmen jemand anderen als Fremdpsychisches wahr, weil wir über eine Theorie des Geistes *(theory of mind)* verfügen, mit deren Hilfe wir Psychisches identifizieren. Diese Position wird in der Literatur als »theory-theory« bezeichnet. 2. Wir nehmen jemand anderen als Fremdpsychisches wahr, weil wir von uns selbst, die wir natürlicherweise kennen, auf Grundlage von Analogieschlüssen auf den anderen eine Übertragung vornehmen. Dies ist die sogenannte »simulation-theory«. 3. Wir nehmen jemand anderen als Fremdpsychisches wahr, weil wir dank der Ausdrücke seiner Subjektivität an seiner Erfahrung teilhaben. Dies ist die »direct perception theory«. Zwischen diesen drei Positionen zu entscheiden, ist keine Trivialität. Der Einfluss der Frage ist jedoch von größter Bedeutung, um den epistemischen Gehalt der psychologischen Forschung zu bestimmen.

Die Frage ist nun, inwiefern der Psychologie ein Diskurs zur Verfügung steht, Fragen wie diese zu thematisieren. Erforderlich ist nicht nur, die Relevanz aufzuzeigen oder eine Position auf der Objektebene zu plausibilieren. Psychologische Erkenntnislehre erfordert es an dieser Stelle, eine Metaperspektive einzunehmen, die die anthropologischen, logischen, metaphysischen und epistemologischen Voraussetzungen der Thematik umfasst. Weil der Diskurs der Phänomenologie diesen Zweck in ausgezeichneter Weise verfolgt, kann sie der Grundlegung psychologischer Forschung von Nutzen sein. Diesen Nutzen einzuholen, verlangt allerdings, eine Beziehung herzustellen und die Konsequenzen von phänomenologischen Einsichten für Versuchsplanung und Theoriebildung zu entwickeln, denn dies vermag der philosophisch-phänomenologische Diskurs nicht zu leisten. In anderen Worten: Die Aufgabe von

Psychologinnen und Psychologen besteht darin, ihre Erkenntnislehre zu pflegen, wenn sie sich von methodologischer Einseitigkeit emanzipieren wollen.

Psychologische Anthropologie und die Gegenstandsfrage

Ein bemerkenswertes zeitgeschichtliches Zeugnis für einen Diskurs inmitten der Erkenntnislehre der Psychologie ist der schriftliche Dialog zwischen Robert Kirchhoff und Theo Herrmann am Anfang der 1970er Jahre, der mindestens neun Texte und zahlreiche Kommentare Dritter umspannt. Er ist an dieser Stelle von Bedeutung, weil es sich um einen der letzten Versuche handelt, die Frage nach dem Gegenstand der Psychologie inmitten der deutschsprachigen Psychologie zu stellen. Es handelt sich allerdings zugleich um ein Exempel für die Schwierigkeit, einen integrativen Grundlagendiskurs in der Psychologie zu führen. Dies zeigt sich daran, dass Kirchhoff und Herrmann einander nicht schlichtweg in einer Sachfrage widersprechen, sondern ein wesentlicher Bestandteil ihrer Auseinandersetzung darin besteht, die Diskursebene für die Auseinandersetzung mit der Gegenstandsfrage zu finden. Während Herrmann die Hoffnung auf einen »Gegenstand« der psychologischen Wissenschaft mit einem Essentialismus assoziiert, den er für »indiskutabel« (Herrmann, 1976, S. 43) hält, postuliert Kirchhoff: »Wissenschaftliches Handeln wird innerwissenschaftlich wie im außerwissenschaftlichen Bezug verunmöglicht, wenn ein Gegenstand überhaupt gestrichen wird« (Kirchhoff, 1976, S. 50). Dabei ist bezeichnend, dass der Pluralismus an Perspektiven sowie Positionen zu keiner Auflösung kommt. In dieser Hinsicht handelt es sich um ein Beispiel für eine misslungene Kontroverse, da keine gemeinsame Argumentationsebene erreicht wird. Die Ursache dafür ist, dass die beiden Protagonisten zwar ausführliche Analysen des jeweils entgegengesetzten Standpunktes unternehmen, dabei den eigenen allerdings nicht relativieren.

Herrmann meint, dass eine Gegenstandsbestimmung aussichtslos und darüber hinaus unerheblich sei, da moderne Wissenschaften nicht mehr in Abhängigkeit von ihren Gegenständen, sondern als »Problemzusammenhänge« (Herrmann, 1976, S. 40)

zu verstehen seien. Dabei bezieht er sich einerseits auf die Wissenschaftssoziologie des kritischen Rationalismus, also Kuhn und Lakatos, sowie andererseits auf Wittgensteins Begriff der »Familienähnlichkeit«, die zwischen den Problemzusammenhängen bestünde. Kirchhoff hält dem entgegen, dass es keiner »aprioristischen Gegenstandsbestimmung« (Kirchhoff, 1976, S. 66) bedürfe, sondern der Begriff des Gegenstandes mit Bühler als der auf den »Endgegenstand« hin zu entwickelnde »Ausgangsgegenstand« oder mit Kant als »regulative Idee« und damit frei von dem Anspruch auf Wesentlichkeit verstanden werden könne. Diese Orientierung der Psychologie durch einen Gegenstand sei ferner auch in Herrmanns Auffassung der Wissenschaft als Untersuchung von Problemzusammenhängen impliziert: »Probleme setzen problematische, problematisierte Gegenstände bzw. Gegenstandszusammenhänge voraus« (S. 66).

Mag das wissenschaftssoziologische Urteil, dass die Kontroverse gescheitert sei, auch gerechtfertigt sein, so gilt zugleich das Urteil, dass sie in anderer Hinsicht gelungen ist. Auch wenn Herrmann die Relevanz der Fragestellung zurückweist, so führt ihn die Auseinandersetzung als eine strenge und ernste doch nicht aus der Erkenntnislehre heraus. Herrmann begreift »Psychologie als Problem«, wie der Titel einer seiner späteren Arbeiten verdeutlicht. Es ist das Bewusstsein der theoretisch-psychologischen Verantwortung, das ihn zur Sachfrage Stellung nehmen ließ, auch wenn sein Standpunkt deren Relevanz infrage stellte. Diese Redlichkeit, die Rechtfertigung der eigenen Disziplin explizit zu vollziehen, und eine wissenschaftstheoretische Begründung für die Geltung der eigenen Prämissen zur Verfügung zu haben, bildet ein Ideal von Wissenschaftlichkeit als rationale Autarkie ab.

Ähnlich wie in den zwei vorherigen Abschnitten dafür argumentiert worden ist, dass der wissenschaftstheoretische Diskurs in der theoretischen Psychologie und die methodologische Seite der psychologischen Erkenntnislehre sowohl in inhaltlicher als auch in formaler Hinsicht von erheblicher Bedeutung für die psychologische Forschung sind, dienen die folgenden Absätze dazu, die Thematisierung ihres Gegenstandes zu fördern. Gleichsam opponieren sie Herrmann, ohne dabei jedoch Kirchhoff Recht zu geben. Das bedeutet, dass die Behauptung dieses Abschnitts darin besteht,

dass die Auseinandersetzung mit der Gegenstandsfrage keine nutzlose Spekulation, sondern die Voraussetzung für die paradigmatische Integration von Forschung ist. Wohlgemerkt handelt es sich dabei nicht um eine Antwort auf die Gegenstandsfrage, sondern die Rechtfertigung der Frage selbst. Der Blickwinkel, der dabei bezogen wird, ist derjenige der psychologischen Anthropologie.

Als »psychologische Anthropologie« wird einerseits ein psychologischer Beitrag zur empirischen Anthropologie bezeichnet. Dabei besteht eine weitreichende Verwandtschaft zur Ethnologie oder empirischen Kulturwissenschaft. Diese psychologische Anthropologie im engeren Sinne leistet einen nicht unerheblichen, aber spezifischen Beitrag zur Anthropologie im weiteren Sinne, die als psychologische spezifiziert werden kann. Im weiteren Sinne wendet sich die Anthropologie der Bestimmung des menschlichen Wesens zu, wobei die psychologische das Wesen des Menschen, insofern als er psychisch ist, also die Psychizität des Menschen bestimmt. Wie Fahrenberg (2007) herausstellt, lässt sich diese methodologische Unterscheidung noch erweitern oder, wie durch Kants Unterscheidung zwischen pragmatischer und psychologischer Anthropologie, um quer stehende Differenzierungen ergänzen. Das ist hinsichtlich der Erkenntnislehre der Psychologie jedoch zunächst unerheblich.

Unter Anerkennung der Bedeutsamkeit der weiteren anthropologischen Perspektiven soll an dieser Stelle das Blickfeld auf die psychologische Anthropologie als konzeptuelles Fundament der psychologischen Erkenntnislehre und dadurch auch der Psychologie als Ganze beschränkt werden. Damit sei nicht gesagt, dass sich die Inhalte und Ergebnisse der psychologischen Forschung aus ihren anthropologischen Grundlagen deduzieren ließen. Es geht erneut nur um den Rahmen der Forschung. Das bedeutet beispielsweise, dass es die psychologische Anthropologie ist, auf die zu rekurrieren ist, um zu beantworten, ob eine Fragestellung oder Behauptung zur Psychologie gehöre oder nicht. Wohlgemerkt ist damit nicht gesagt, dass die psychologische Anthropologie schlichtweg den Gegenstand der Psychologie festlegt. Vielmehr wurzeln beide Positionen, die von Kirchhoff ebenso wie die von Herrmann, in Annahmen, die als psychologische Anthropologie identifiziert werden müssen. In letzter Instanz gilt dies für

jede Form psychologischer Forschung, selbst »die implizite Anthropologie der bisher dominanten nomothetischen Psychologie« (Zurhorst, 1991, S. 9). Psychologische Anthropologie ist also der Diskurs, in dem das Menschenbild der Psychologie verhandelt wird (Galliker, 2018) – einerlei, ob dabei der Mensch als Problem aufgefasst oder als Gegenstand festgestellt wird. Im Sinne Jaspers (1919) handelt es sich um die Ebene, auf der sich die wissenschaftliche Weltanschauung der Psychologie konstituiert.

Der Diskurs der psychologischen Anthropologie ist notwendigerweise offen. Die Sonderstellung des Menschen ist ein Standpunkt ebenso wie seine den Tieren gleichrangige Einordnung in die Deszendenz der Evolution. Auch die Argumentation der »antihumanistischen Allianz« (Straub, 2010, S. 326), die Wissenschaft ohne einen emphatischen Begriff vom Menschen zu betreiben versucht, operiert logisch im anthropologischen Diskurs. Anders als die philosophische Anthropologie bestimmt psychologische Anthropologie allerdings die Psychizität des Menschen – dies ist ihr eigentliches Thema. Kritiker des Anthropozentrismus könnten an dieser Stelle auf die Vermutung kommen, dem Menschen werde ein Vorrecht auf die Psyche zugestanden, also die Menschlichkeit der Psyche, doch dies würde bedeuten, den epistemologischen Ansatz der Anthropologie im weiteren Sinne misszuverstehen. Es geht ihr an erster Stelle um die Selbstverständigung. Erfahrung konstituiert sich in einem bedeutungshaften Gesamtzusammenhang, dessen Grenze das Erfahrungslose ist. Die Kontinuität dieses epistemischen Raumes, der die Gesamtheit der Gesellschaft und der Erkenntnis umspannt, ist der Mensch in der Anthropologie. Dass dabei am Menschen etwas Unmenschliches oder an Tieren etwas Menschliches auffallen kann, gehört zu den Schwierigkeiten des Diskurses. Entscheidend ist, dass die Psyche insofern menschlich ist, als dass der Mensch schlechthin zur Selbstverständigung imstande ist. Seine Psychizität ist daher nicht nur ein kontingentes Merkmal, sondern steht im Mittelpunkt des anthropologischen Diskurses.

Psychologische Anthropologie bietet der empirischen Experimentalforschung nicht nur einen konzeptuellen Rahmen, sondern auch ein Ziel für ihr Erkenntnisinteresse. Während es fragwürdig ist, das Forschungsinteresse der Psychologie aus dem Nutzen

für außerwissenschaftliche Institutionen, gar den Alltag abzuleiten, weil so Wissenschaft zur Sklavin der Gegenwart und nicht Hebamme der Zukunft wird, realisiert die Ausrichtung der Forschung auf einen Beitrag zur psychologischen Anthropologie den Habitus der Wahrhaftigkeit. Experimentelle Einzeluntersuchungen sind keine dekontextualisierten Einzelereignisse, denn jede Stichprobe, sei sie auch abstrakt betrachtet, ist ein Zeugnis der in ihr betrachteten Menschen. Das Minimum an Humanismus, das sich aus der Verantwortung psychologischer Forschung ergeben muss, ist es, die Dignität der Versuchspersonen als Personen anzuerkennen, zumindest aber (das gilt selbst für Antihumanisten, wenn sie als wissenschaftliche kritisch sind) für möglich zu halten. Experimentalforschung, die jede ihrer Erhebungen zumindest prinzipiell im Zusammenhang der psychologischen Anthropologie begreift, macht sich rechenschaftspflichtig, statt sich in die Enklave der Forschung in Domänen zurückzuziehen. Das Rätsel des Menschen und seiner Psyche ist in jedem einzelnen empirischen Versuchsaufbau enthalten, und es zu konfrontieren, ist keine Frage der Willkür, denn es nimmt uns, wie der hellsichtige Alteritätsphilosoph Emmanuel Lévinas (2002) gesehen hat, in die Verantwortung, noch bevor wir es als solches wahrhaben.[6]

Was ist nun der Inbegriff der psychologischen Anthropologie? Skeptisch ließe sich vermuten, es handele sich um Wiederholung der Suche nach der Seele unter anderem Namen. Zu verstehen, dass dies nicht der Fall ist, ist Voraussetzung der Forschung in der psychologischen Anthropologie. Zwar gilt, dass der Begriff der Psychizität nicht nur etymologisch in Kontinuität des Begriffs der Seele steht – das Gegenteil zu behaupten wäre eine übergründliche Vermeidung des Essentialismusverdachts –, aber sie wird allein im Zusammenhang der Anthropologie als Lehre von dem Menschen untersucht. Der Sinn dieser Grundlagenforschung besteht nicht darin, die Psyche als vermeintlich selbstständige im Sinne einer Substanz, einer Seinsschicht oder einer Ordnung zu verstehen, die prinzipiellen Charakter hat, sondern als Aspekt des menschlichen Wesens. Der Begriff des »Aspekts« verweist dabei auf den Diskurs

6 Siehe zum zeitgenössischen Diskurs der Alteritätsphilosophie auch Wendler (2021).

der philosophischen Anthropologie. Plessner spricht Gegenständen einen Doppelaspekt zu, »deren anschaulicher Habitus also durch den Zerfall in ein Inneres und ein Äußeres ausgezeichnet ist« (Plessner, 1975, S. 80). Psychizität ist gleichsam eine Bestimmung der Innerlichkeit des Menschen. Durch diese Redeweise werden beispielsweise systemtheoretische Argumentationsmuster für die psychologische Anthropologie anschlussfähig, insofern als Psychizität als Innenseite des Systems Mensch charakterisierbar ist.

Die Bedeutung dieses Ansatzes lässt sich an einem Beispiel verdeutlichen. Die klassische Begriffsbestimmung der Seele nimmt ihren Ausgang von der Vermögenspsychologie. Schon Platon fasste die Seele als dreiteiligen Zusammenhang auf (Müller, 2017). Das Bild des Streitwagens mit zwei Pferden hilft diese Vorstellung zu illustrieren: Der Verstand als Lenker muss mit dem Gemüt sowie den Trieben ringen. Bei Tetens findet die Vermögenspsychologie ihre standardmäßige Form in der »Trichotomie der Seelenvermögen« (Lorenz, 2003, S. 170), die neben Verstand und Gemüt den Willen umfasst. Vermögenspsychologisch wird der Begriff der Psyche aus dem Kreis der psychischen Phänomene ermittelt, doch durch die Eigenständigkeit der Forschungsrichtung ist diese Begriffsbestimmung auf sich selbst zurückgeworfen, also ohne externes Geltungskriterium, und darüber hinaus abhängig von der Güte der (spekulativen) Introspektion. Eine Bestimmung der Psychizität in Tradition der klassischen Seelenlehre scheitert gleichsam daran, dass sie sich wie Münchhausen selbst aus dem Sumpf der Spekulation[7] ziehen muss.

Die Forschungsart der psychologischen Anthropologie ist eine andere. Eine den Unterschied erhellende Formulierung findet sich für die Erläuterung des psychologischen Begriffs des Problems: »Ein Problem liegt dann vor, wenn Schwierigkeiten nicht unmittelbar und mit den dem Individuum gewohnten Mitteln behoben werden können. Diese allgemeine funktionale Begriffsbestimmung ist dem naheliegenden Versuch vorzuziehen, Denken im

7 Es sei angemerkt, dass Spekulation (von lat. speculum, Spiegel) an dieser Stelle nicht polemisch als Kontrastbild der Wissenschaftlichkeit verstanden wird. Allerdings kann Spekulation allein nicht die Grundlage der Psychologie sein.

Hinblick auf besondere Erlebnisformen zu charakterisieren. Definitionen, die z. B. auf ›letzte Erlebniseinheiten‹ abzielen, bleiben widersprüchlich, da sich keine intersubjektiven Kriterien für deren Identifikation angeben lassen« (Bormann, Kuhlen, Oeing-Hanhoff u. Foppa, 2017). Dieser Passus macht verständlich, weswegen die Denkpsychologie in der funktionalistischen Psychologie durch die Psychologie des Problemlösens abgelöst wird. Diese stellt funktionale Erklärung im Sinne adaptiver Wirkzusammenhänge der Kognition über den Rekurs auf erstpersonale Erlebnischarakteres, die für jene charakteristisch sind. Es sei an dieser Stelle nicht behauptet, dass die psychologische Anthropologie Funktionalismus voraussetze – ihr Diskurs ist vielmehr die Voraussetzung von Funktionalismus –, aber das Argumentationsmuster ist von Bedeutung, um die Überwindung der reinen Seelenlehre zu verdeutlichen.

Die Psychizität wird im Verhältnis zu anderen anthropologischen Strukturen und nicht in idealisierter Unabhängigkeit bestimmt. Insofern als der Begriff des Problems die Situativität des menschlichen Lebens zum Ausdruck bringt, wird in der Problemlösungsforschung der Zugang zur Psychizität durch ihre Beziehung zur Situation eröffnet. Andere anthropologische Strukturen dieser Art sind etwa die Leiblichkeit, die Intersubjektivität oder die im ersten Teil dieses Kapitels besprochene Historizität. Eine Vollständigkeit dieser Liste sei damit nicht behauptet und ihre Untersuchung fällt nicht in den Bereich der psychologischen, sondern der philosophischen Anthropologie. Das integrierende Moment der verschiedenen Strukturen ist folglich der Mensch in seiner Menschlichkeit und der sie auszeichnende Aspekt der Psychizität ist stets auf den Gesamtzusammenhang zurückverwiesen.

Die Psychologie auf das Fundament der Anthropologie zu gründen, ähnlich wie sich die Soziologie auf sie gründen lässt (Dux, 2018), ist gleichermaßen ein Antidot gegen einen disziplinären Relativismus, der es abstreitet, dass die Einheit der Psychologie als Disziplin forschungslogisch möglich sei, wie gegen eine durch Weltanschauung verkürzte und daher einseitige Antwort auf die Gegenstandsfrage. Es handelt sich um einen integrativen Diskurs, der gleich der Philosophischen Anthropologie (Fischer, 2009) nicht rein deduktiv vorgeht und sich dadurch der philosophischen Patronage der Wissenschaften schuldig macht. Im Gegenteil handelt es

sich um eine Perspektivenverschränkung von Empirie und Erfahrung, von Beobachtung und Reflexion. Es entsteht ein lebendiger Diskurs, der sich aus den einzelnen Beiträgen der Experimentalforschung speist, insofern als er ihre Bedeutung im Gesamtzusammenhang ermittelt, und ihnen zugleich ihren Platz gewährt.

Joachim Funke

Psychologischer Teil: Theoretische Psychologie in Zeiten von »Big Data«

Einführung

Die Denomination des Lehrstuhls, den ich 1997 an der Universität Heidelberg übernahm, lautete »Allgemeine und Theoretische Psychologie«. Mir war zu dem Zeitpunkt die tiefere Bedeutung des zweiten Teils nicht bewusst (außer der eindeutigen Tatsache, dass daraus eine Verpflichtung zum Abhalten der Vorlesung »Einführung in die Erkenntnistheorie für Psychologen« resultierte), beworben hatte ich mich für die Stelle mit meinen Arbeiten zur Problemlösepsychologie. Es hat eine Zeit gedauert, bis ich die tiefere Bedeutung des zweiten Teils dieser Lehrstuhl-Denomination verstanden habe. Aber auch die Sinngebung des ersten Teils der Denomination (was bedeutet »Allgemeine« Psychologie?) hat sich im Laufe der Zeit gewandelt. Dazu mehr im Folgenden.

Theorie: Gemeint war damit ursprünglich die Anschauung der Wirklichkeit durch reines Denken (was immer man mit »rein« gemeint haben mag). Heutzutage versteht Wikipedia unter »Theorie« folgendes: »Eine Theorie ist im Allgemeinen eine durch Denken gewonnene Erkenntnis im Gegensatz zum durch Erfahrung gewonnenen Wissen. In der Wissenschaft bezeichnet Theorie abweichend ein System wissenschaftlich begründeter Aussagen, das dazu dient, Ausschnitte der Realität und die zugrundeliegenden Gesetzmäßigkeiten zu erklären und Prognosen über die Zukunft zu erstellen« (Wikipedia, 2021, Stichwort »Theorie«).

Die Theorie kommt also als ein »Aussagesystem« daher mit der Funktion, Erklärungen und Prognosen zu liefern. Der Begriff »Aussagesystem« ist deswegen wichtig, weil über Aussagen in der

Welt der zweiwertigen Logik (es gibt auch mehrwertige und Fuzzy-Logiken, siehe z. B. Priest, 2017) darüber entschieden werden kann, ob eine Aussage und die daraus gezogenen Schlüsse wahr oder falsch sind.

Hinzuweisen wäre noch auf die vereinheitlichende Kraft von Makrotheorien, die eine größere Zahl an Minitheorien in sich vereinen. Das würde man »Integrationskraft« einer Theorie nennen. Als ein Beispiel für eine integrierende Makrotheorie kann die ACT-Theorie (»Adaptive Control of Thought«) von John Anderson (Anderson, 1983; Anderson et al., 2004) oder das Konzept der »Adaptiven Toolbox« von Gerd Gigerenzer (Gigerenzer, Todd u. The ABC Research Group, 1999; Gigerenzer u. Selten, 2001) angesehen werden.

Nochmal zurück zur Denomination »Allgemeine Psychologie«, die sich mir auch erst im Vollzug erschlossen hat: Die Allgemeine Psychologie scheint von der Prämisse der Nicht-Existenz bzw. Vernachlässigbarkeit interindividueller Unterschiede auszugehen und wird daher häufig als Gegenpol zur Differentiellen Psychologie, die auf Unterschiede abhebt, gesehen. Daher kann Holzkamp (1972) wortspielend schreiben: »[…] das überall gleich Gültige ist letztlich das Gleichgültige.« Das ist natürlich zynisch und zwingt zum genaueren Hinschauen.

Was zeichnet diese Teildisziplin Allgemeine Psychologie aus? Wichtige Kennzeichen sind: (a) ein universalistischer Ansatz: Was ist dem Gattungswesen »Mensch« gemeinsam?; (b) ein funktionalistischer Ansatz, der primär nach Prozessen und Mechanismen fragt und die Inhalte als sekundär ansieht; (c) ein methodischer Aspekt: das *einzelne* Individuum als potenziell falsifizierende Instanz zeichnet allgemeinpsychologische Sätze aus (denn die Hypothesen dieser Teildisziplin sind immer universelle Hypothesen derart »Für alle Individuen x gilt …«).[1]

Was soll in meinem Teil des gemeinsam mit Alexander Wendt geplanten »Ausrichtungsversuchs der Psychologie« geleistet werden? Ich möchte in meinem Teil Folgendes leisten: (1) die Notwendigkeit guter Theorien herausstellen; (2) das Verhältnis von

1 Das schließt individuelle Unterschiede nicht aus: Das Stevens-Potenzgesetz der Wahrnehmung gilt für alle Individuen, aber der Parameter der Potenzfunktion ist für jeden Menschen individuell und spezifisch.

Theorie und Daten diskutieren; (3) die Bedeutung von Menschenbildern aufzeigen; (4) ein Beispiel für eine Theorie liefern; (5) die Unterscheidung guter und weniger guter Theorien ermöglichen. Als Bonus gibt es Antworten auf zehn Fragen an einen theoretischen Psychologen, die man sich trauen sollte zu stellen.

Über die Notwendigkeit guter Theorien

»Nichts ist so praktisch wie eine gute Theorie« – diese Kurt Lewin zugeschriebene Aussage (sie stammt angeblich von einem russischen Kaufmann) wird allgemein als Hinweis auf die Wichtigkeit von Konzepten für das Weltverständnis angesehen. Im Verhältnis der Fächer Physik und Ingenieurwissenschaften zeigt sich dies besonders gut: Der Bau und die Festigkeit einer Brücke profitieren ungemein vom Verständnis elementarer physikalischer Theorien (Stichwort »Gravitation«). Was in den Ingenieurwissenschaften zur Anwendung kommt (»Praxis«), wird umso besser ausfallen, je tiefer die dahinterliegenden Wirkprinzipien der Natur verstanden wurden (»Theorie«). Die Kurt Lewin zugeschriebene Aussage ist von Greenwald (2012, S. 99) wie folgt abgewandelt worden: »There is nothing so theoretical as a good method.« Sie betont, dass auch gute Methoden zu neuen Einsichten und damit neuen Theorien führen können. Historisch lässt sich das gut an optischen Untersuchungsmethoden verdeutlichen: Mit einem Fernrohr konnte die Astronomie neue Erkenntnisse gewinnen, mit dem Mikroskop eröffnete sich die Welt der Kleinstlebewesen. Mittels der statistischen Verfahren von Korrelation, Regression, Faktor- und Varianzanalyse öffnen sich den datensammelnden Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen neue Welten, die heutzutage durch Strukturgleichungsanalysen, Monte-Carlo-Studien und »bootstrap«-Techniken ergänzt werden (siehe z. B. Cohen, Cohen, West u. Aiken, 2003; Cumming, 2012; Warne, 2018).

Der Sozialpsychologe Klaus Fiedler unterscheidet exploratorische und konfirmatorische Forschung: Exploratorische Forschung erkundet Neuland, konfirmatorische Forschung testet Hypothesen. Das Erzeugen von Theorien sieht Fiedler (2004) unter Rückgriff auf

das Konzept des »creative cycle« von George Kelly (1955) als ein wissenschaftliches Spielen mit den beiden Varianten »loosening« und »tightening«. Beim »loosening game« werden verschiedene Varianten eines Produkts zufällig aus bestehenden Bestandteilen neu kombiniert, beim »tightening game« dagegen werden starke von schwachen Produktvarianten in einem Selektionsprozess voneinander geschieden. Dies ist nichts anderes als Darwins evolutionärer Mechanismus von Variation und Selektion durch den Überlebenstest, übertragen auf die Welt wissenschaftlicher Ideen. Gute wissenschaftliche Praxis ermöglicht und fordert (und fördert) beide Spielarten des kreativen Prozesses.

Exploratorische Forschung, so Fiedler, wird übrigens durch Präregistrierung nicht konfirmatorisch; es fehlt die »Widerstandserfahrung« der objektiven Wirklichkeit nach Bollnow (1937). Fiedler kämpft gegen simple »Yin & Yang-Designs« (Fiedler, 2017), in denen nur 1 *bit* an Information den Erkenntnisgewinn darstellt (Yin-Yang bedeutet hier: nur ein einziger Wert geht entweder herauf oder herunter – tausend Gründe können in einer multikausalen Welt dafür verantwortlich sein). Besser ist seiner Meinung nach, ein ganzes Muster von Daten vorherzusagen, das erhöht die Widerstandserfahrung; ein Beispiel dafür sei z. B. die Untersuchung von Mellers, Schwartz, Ho und Ritov (1997) zur »Decision Affect Theory«. Wichtig ist ihm die »Diagnostizität von Designs« (Fiedler, 2017), um Weizen von Spreu zu trennen (siehe auch Bischof, 2014).

Die »Open Science Foundation« (www.osf.io) unter Leitung von Brian Nosek (Nosek et al., 2015) hat zur Förderung von wissenschaftlichen Arbeiten, die den vorgeschlagenen Weg der »open practices« realisieren, die Verwendung von drei »badges« auf der Titelseite der entsprechenden Artikel propagiert (siehe Abbildung 1); diese werden in einigen Journals bereits verwendet.



Abbildung 1: Drei »badges« zur Kennzeichnung von (a) »open data«, (b) »open materials« und (c) »preregistered«

Die drei gelobten Praktiken sind (a) »open data«, also das Verfügbarmachen des erhobenen Datenmaterials (das erlaubt ein »Nachrechnen« der präsentierten statistischen Auswertungen); (b) »open materials«, also das Bereitstellen des Untersuchungsmaterials (das erlaubt eigene Erhebungen mit dem Ziel der Reproduktion der berichteten Ergebnisse); (c) »preregistered«, also die *vor* der Erhebung der Daten erfolgte Festlegung von Hypothesen (das verhindert das nachträgliche Aufstellen von Hypothesen im Lichte der Ergebnisse, die den Eindruck gelungener Vorhersagen vortäuschen).

Daniel Heck (Universität Marburg) hat vorgeschlagen, neben diesen drei Auszeichnungen einen vierten »Theory Badge« zu vergeben (siehe Abbildung 2).



Abbildung 2: Der von Daniel Heck vorgeschlagene vierte »badge« zur Kennzeichnung von »proper theory«

Ich finde diese Idee (auch dessen grafische Umsetzung) durchaus gelungen und verfolgenswert, auch wenn es eigentlich selbstverständlich sein sollte, dass *jeder* publizierte Fachartikel theoriegetränkt ist.

Die Vorstellung, dass vor allem mehr Transparenz und noch schärfere Beachtung methodischer Standards die Reproduzierbarkeitskrise der Wissenschaften (absichtlich wird hier nicht nur von einer Krise innerhalb der Psychologie gesprochen, denn auch andere Disziplinen sind davon betroffen) überwinden könnte, ist gefährlich. Einer der Steine des damaligen Anstoßes der heutigen Reproduzierbarkeitsdebatte – Forschungen von Daryl Bem (2011) über angebliche Präkognitionsfähigkeiten seiner Testpersonen, d. h. der Fähigkeit, zukünftige Ereignisse überzufällig häufig korrekt vorherzusagen – war nach Ansicht der Gutachter methodisch nicht zu kritisieren (das sehen Wagenmakers, Wetzels, Borsboom u. van

der Maas, 2011, etwas anders). Mit etwas mehr erkenntnistheoretischer Reflexion wäre der Artikel vielleicht nicht beim Peer-Review durchgegangen …

Übrigens zeigt die Reproduzierbarkeitsdebatte auch, wie kurz das Gedächtnis mancher Autoren ist und wie sehr wir auch »historische« Quellen ernst nehmen sollten: Das »file drawer«-Problem (nur erfolgreiche Studien werden publiziert, Misserfolge landen in der Schublade) und das Problem der falsch verstandenen Signifikanztests (man kann nur Alternativhypothesen, aber keine Nullhypothesen testen)[2] sind natürlich lange bekannt: Bredenkamp (1972), Cohen (1962) oder Rosenthal (1979) dienen hier als Kronzeugen dafür, dass die jetzt über das Fach Psychologie hereingebrochene Debatte eine lange Geschichte hat. Wer nur Artikel aus den letzten zehn Jahren liest, folgt einer schlechten Heuristik und verzichtet auf einen Schatz guter (zeitloser) Argumente.

Die Jagd nach Signifikanzen und das damit zusammenhängende »p-hacking« (Head, Holman, Lanfear, Kahn u. Jennions, 2015) zeigen ein problematisches Methodenbewusstsein und haben in direkter Linie nichts mit guten oder schlechten Theorien zu tun. Inwiefern »new statistics« (Cumming, 2014) wirklich Abhilfe leisten, wird noch zu zeigen sein. Probleme der Theorie lassen sich kaum mit neuen Methoden der Statistik lösen.

Interessante Beobachtung am Rande: Viele der grundlegenden Arbeiten unseres Fachs sind mit minimaler Statistik (gar mit Einzelfällen! Siehe etwa John Watsons »Little Albert«, Beck, Levinson u. Irons, 2009) erfolgreich gewesen. Für die Feststellung einer optischen Täuschung braucht es gar keine Statistik – sie funktioniert bei allen Personen (siehe Abbildung 3). Das ist einfach ein Phänomenbereich mit starken Effekten; über die Theorien dahinter informieren einschlägige Lehrbuchkapitel (z. B. Carbon, 2015).

2 Das Modell von Fisher (nur Alternativhypothesen können geprüft werden) steht demjenigen von Neyman-Pearson (auch Null-Hypothesen sind prüfbar) gegenüber (siehe mehr bei Perezgonzalez, 2015).

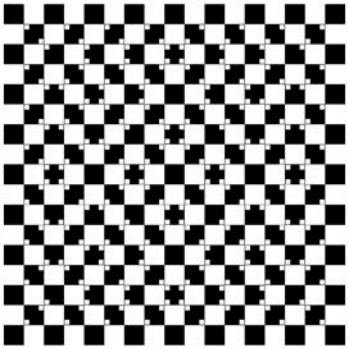


Abbildung 3: Die in Wirklichkeit geraden Linien sehen »verwackelt« aus (Idee: Akiyoshi Kitaoka; Quelle: https://www.sehtestbilder.de/optische-taeuschungen-illusionen)

Wenn heutzutage mit immer aufwendigeren und sophistizierteren Verfahren auf Daten »geschossen« wird, könnte das eher für die Verzweiflung der Forschenden als für die Aussagekraft der Ergebnisse sprechen. Dass häufig in alten Arbeiten sogar die Rohdaten mitabgedruckt wurden, passt zum badge »open data« und zeigt eine Orientierung am Rohmaterial, die heute oft verloren scheint. Rein deskriptive, exploratorische Datenanalyse (Teil der »loosening games«) im Sinne von Tukey (1977) gibt es anscheinend kaum noch.

Zum Verhältnis zwischen Theorie und Daten

Folgt man einem empiristischen Standpunkt, stecken alle wichtigen Informationen in den Daten. Die Logischen Empiristen der ersten Stunde (der sogenannte »Wiener Kreis«) sahen in der Sammlung verlässlicher Datenpunkte die Grundlage eines Wissenschaftssystems für *alle* empirischen Disziplinen nach dem Vorbild der Physik.

Tatsächlich sind umfangreiche und exakte Datensammlungen ein Herzstück guter Wissenschaft. Die astronomischen Daten des Tycho Brahe (1546–1601) waren in der Entwicklungsgeschichte der Astronomie von zentraler Bedeutung, Johannes Kepler stützte sich maßgeblich darauf. Aber auch die Datensammlungen von Adolphe Quetelet (1796–1874), einem belgischen Statistiker aus dem 19. Jahrhundert, der zum Begründer der modernen Anthropome-

trie wurde (er nannte das zu seiner Zeit »soziale Physik«), sind ebenso zu erwähnen wie die systematisch geführten Entwicklungstagebücher von Clara und William Stern über die Fortschritte ihrer vier Kinder (Stern, 1914).

Im Zeitalter von »Big Data« sind es vor allem Techniken des maschinellen Lernens, die heute Fortschritt versprechen. Yarkoni und Westfall (2017) meinen, wir könnten in Zeiten von Big Data mehr Prädiktion leisten (und dafür auf Erklärung verzichten?). In ihrem Artikel »Choosing prediction over explanation in psychology: Lessons from machine learning« fordern die beiden Autoren eine Verschiebung des theoretischen Fokus von der Erklärung weg hin zur Prädiktion. Dabei übersehen sie meines Erachtens die Tatsache, dass man zwar mit einem guten erklärenden Modell Verhalten vorhersagen kann, aber aus einer gelungenen Vorhersage nicht zu einem erklärenden Modell kommt. Es besteht keine Äquivalenzbeziehung zwischen Erklärung und Vorhersage. »Black-box«-Modelle, die beim maschinellen Lernen verwendet werden, sind inzwischen selbst bei Anhängern der »Künstlichen Intelligenz« in Verruf geraten (siehe z. B. Rudin, 2019). In der dritten Welle der KI verlangt man nun nach Erklärungen für Entscheidungen von KI-Systemen (Schmid, Tresp, Bethge, Kersting u. Stiefelhagen, 2021).

In einem rezenten Beitrag diskutieren Ian Deary und Robert Sternberg (Deary u. Sternberg, 2021) zentrale Fragen der Intelligenzforschung – eine davon betrifft die Rolle der Theorie. Hier ein Ausschnitt aus Sternbergs Antwort:

> »Theory matters! *First, theory is what gives meaning to data.* Einstein's theory of general relativity explains and shows the interrelations between an astonishingly wide range of scientific findings, some of which otherwise might have seemed unrelated or even nonsensical. *Second, theory provides predictive power.* Darwin's theory of evolution predicts species survival as a function of adaptivity of traits to everchanging environments. *Third, tested theory provides the basis for disconfirmation of explanation,* which is how we know that we can expect germs, not miasma, to cause illness. *Fourth, good theories have heuristic value.* They suggest better and worse paths for future theory and research« (Deary u. Sternberg, 2021).

Ein klares Wort zum Wert der Theorie – und das gilt meines Erachtens nicht nur für die Intelligenzforschung.

Und dennoch sollte man den Nutzen von »Big Data« nicht geringschätzen: Wie Wendt (2020b) deutlich macht, liegen »naturally occuring data sets« (NODS) auf Servern weltweit bereit[3] und warten auf eine (zumindest qualitative) Auswertung. Von daher sollte man nicht den Stab über »big data« brechen, sondern dies allenfalls über die semi-intelligenten KI-Algorithmen tun. Mit geeigneten Fragestellungen und adäquater Methodik lassen sich natürlich auch aus den NODS wertvolle Informationen ziehen. Sie sind kein Ersatz für sorgfältig kontrollierte Experimente, in denen theoretisch begründete Vorhersagen streng geprüft werden können. Aber NODS ergänzen zum einen die Phänomenlandschaft um interessante Beobachtungen[4], zum anderen sind sie eine Fundgrube für heuristisch orientierte Theoriebildung.

Zur Rolle des Menschenbilds

Veränderungen im gesellschaftlichen Teilsystem »Wissenschaft« sind unübersehbar: In Zeiten einer Pandemie sind Virologen und Virologinnen, deren Existenz bis dahin nur einigen Eingeweihten bekannt war, plötzlich zu Medienstars aufgestiegen, die mit ihren Sachinformationen Politikberatung betreiben. Doch ist dies mehr als ein Strohfeuer? Zugleich sind Verschwörungsideologien auf dem Vormarsch und verlieren den Ruch der beschränkten Außenseiter – antiszientistische Tendenzen sind deutlich zu erkennen.

Die Rolle des Menschenbilds und die Ansichten über die Rolle von Wissenschaft im Verhältnis zur Gesellschaft spielen eine wichtige Rolle und sollen hier kurz beleuchtet werden.

---

3 Wendt denkt dabei an Streaming-Server wie »twitch.tv«, auf denen Profispieler schwierige Strategiespiele (komplexe Problemstellungen) im sogenannten »Live Streaming« vorspielen und dabei laut denken (»think aloud«).

4 Inwiefern solchen Beobachtungen im *Livestream* ökologische Validität zuzusprechen ist, wird zu klären sein. Bei Wendt (2020b) gibt es dazu auf S. 5–9 erste Hinweise.

Die Orte zum Theoretisieren sind rarer geworden – Universitäten im 21. Jahrhundert sind keine Rückzugsorte mehr (»Elfenbeintürme«), sondern überfüllte und zum großen Teil schlecht finanzierte Lehr- und Forschungseinrichtungen.[5] Diese strukturellen Rahmenbedingungen haben Auswirkungen auf das Theoretisieren – wie kann das sein? Noch vor 70 Jahren beschrieb Karl Jaspers (1946) in der Nachkriegszeit Idealvorstellungen zur Universität als Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden:

> »Die Universität hat die Aufgabe, die Wahrheit in der Gemeinschaft von Forschern und Schülern zu suchen. Sie ist eine Korporation mit Selbstverwaltung, ob sie nun die Mittel ihres Daseins durch Stiftungen, durch alten Besitz, durch den Staat, und ob sie ihre öffentliche Autorisierung durch päpstliche Bullen, kaiserliche Stiftungsbriefe oder landesstaatliche Akte hat. Unter allen diesen Bedingungen kann sie ihr Eigenleben unabhängig vollziehen, weil die Begründer der Universität dieses wollen oder solange sie es dulden. Sie hat ihr Eigenleben, das der Staat frei läßt, aus der unvergänglichen Idee, einer Idee übernationalen, weltweiten Charakters wie die der Kirche. Sie beansprucht und ihr wird gewährt die Freiheit der Lehre. Das heißt, sie soll die Wahrheit lehren unabhängig von Wünschen und Weisungen, die sie von außen oder von innen beschränken möchten.
>
> Die Universität ist eine Schule, aber eine einzigartige Schule. An ihr soll nicht nur unterrichtet werden, sondern der Schüler an der Forschung teilnehmen und dadurch zu einer sein Leben bestimmenden wissenschaftlichen Bildung kommen. Die Schüler sind der Idee nach selbständige, selbstverantwortliche, ihren Lehrern kritisch folgende Denker. Sie haben die Freiheit des Lernens.
>
> Die Universität ist die Stätte, an der Gesellschaft und Staat das hellste Bewußtsein des Zeitalters sich entfalten lassen. Dort dürfen als Lehrer und Schüler Menschen zusammenkommen, die hier nur den Beruf haben, Wahrheit zu ergreifen. Denn daß irgendwo bedingungslose Wahrheitsforschung stattfinde, ist ein Anspruch des Menschen als Menschen.«

5 An manchen Universitäten übersteigt der Anteil jährlicher Drittmittel im Budget den Anteil der Landesförderung. Man kann darüber nachdenken, inwiefern dieser Sachverhalt das Prinzip »unabhängiger« Forschung gefährdet.

Die »bedingungslose Wahrheitsforschung«, von der Jaspers träumte, ist im 21. Jahrhundert einer Auffassung gewichen, in der gemäß europäischer »Bologna-Reform« von 1999 die »employability« der Graduierten zum wichtigen Kriterium in der Lehre und »Drittmittelakquise« zum wichtigen Kriterium der Forschung geworden ist. In den »Wissensfabriken« der Neuzeit legt deren Management (in Form von Rektoraten und Präsidien) Wert auf rasch vorzeigbare Erfolge (die Marketingabteilungen großer Universitäten haben eine beachtliche Größe erreicht)[6], auf möglichst reichhaltig eingeworbene Gelder und auf entsprechend effizient verwaltete Projektvorhaben. Kreativität lässt sich nicht erzwingen. Die kurzen Laufzeiten von zeitlich befristet eingestellten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern verhindern ein konzentriertes themenbezogenes Nachdenken, entsprechend wenig Längsschnittstudien sind vorzufinden. Der hohe Veröffentlichungsdruck (»publish or perish«) lässt verstehen, warum in der knappen Zeit z. B. auf »bewährte« Routinen des Experimentierens zurückgegriffen wird und Forschung eher auf »Klein-Klein«-Aspekte reduziert wird.

War es im letzten Jahrhundert in der Psychologie z. B. noch üblich, »große« theoretische Entwürfe über den Menschen vorzulegen (Brunswik, 1952; James, 1890; Köhler, 1947; Lewin, 1936; Newell, 1990), ist dieser Mut zu einer umfassenden »Theorie des Menschen« kaum noch anzutreffen. Der letzte mir bekannte Versuch einer integrativen Modellbildung in der deutschsprachigen Psychologie findet sich bei Dörner (1999), der mit seinem Buch »Bauplan für eine Seele« einen großen Entwurf vorlegt.

Auch das Wagnis des Scheiterns wird immer seltener in Kauf genommen. Die Reproduzierbarkeitskrise der Psychologie (sie ist – wie schon gesagt – nicht auf die Psychologie beschränkt) hat unter anderem zu einem Run auf »sexy« Themen geführt. Solche »sexy« Themen, die häufig zu Schlagzeilen der populären Presseorgane geführt haben, sind: Die Ich-Stärke funktioniert wie ein Muskel

6 Als ich 1997 an der Universität Heidelberg zu arbeiten begann, hatte die damals liebevoll »Pressestelle« genannte zentrale Abteilung des Rektorats zwei bis drei Mitarbeitende, heute verfügt die Abteilung »Kommunikation und Marketing« über das zehnfache Personal und hat inneruniversitär erheblich an Einfluss gewonnen.

(ego depletion; Hagger et al., 2016) die Einnahme einer raumeinnehmenden Körperhaltung macht mächtiger und risikofreudiger (power posing; Ranehill et al., 2015); Händewaschen reinigt das Gewissen (MacBeth-Effekt; Gámez, Díaz u. Marrero, 2011); Präkognition existiert (feeling the future; Ritchie, Wiseman u. French, 2012); altersbezogene Wörter lassen uns langsamer laufen (behavioral priming; Doyen, Klein, Pichon u. Cleeremans, 2012); die mechanische Aktivierung bestimmter Gesichtsmuskel macht uns glücklich (facial feedback; Wagenmakers, Beek, Dijkhoff u. Gronau, 2016) – die Liste der nicht reproduzierbaren Phänomene ist längst nicht vollzählig. Alle genannten »Befunde« ließen sich anhand großer Stichproben nicht replizieren; die in Klammern angegebenen Artikel verweisen auf die jeweiligen Studien zur nachgewiesenen Nicht-Existenz der behaupteten Effekte.

Krise oder Stagnation? In der Physik – seit Wilhelm Wundts Zeiten eine Vorbilddisziplin für die Psychologie[7] – ist erkennbar eine Stagnation in der Entwicklung von Theorien eingetreten (siehe z. B. Hossenfelder, 2018): Zwei Teiltheorien stehen sich anscheinend unvereinbar gegenüber: (a) die Allgemeine Relativitätstheorie (zur Beschreibung von Raum und Zeit, inklusive Gravitation ohne Quanteneigenschaft), (b) das Standardmodell der Teilchenphysik (zur Erklärung elementarer Bausteine der Materie, mit Quanteneigenschaft). Beides lässt sich jedenfalls bislang nicht zusammenführen. Physikskeptiker wie Neil Turok, Direktor des angesehenen Perimeter Institute in Waterloo (Kanada), sind sehr vorsichtig hinsichtlich einer möglichen Zusammenführung beider Teile; Turok sagt bissig: »we'll die before we find the answer«.[8]

Woher weiß man eigentlich, dass man in einer Krise steckt? Bereits 1926 hat Karl Bühler die »Krise der Psychologie« beschrieben. Was waren damals die Ursachen für die Krise? Bühler (1926, S. 456) schreibt: »[E]s ist letzten Endes *ein rasch erworbener und*

7 Warum eigentlich? Nur wegen ihrer experimentellen Methodik? Um wie viel anders wäre wohl unsere Fachgeschichte verlaufen, wäre die Biologie zum Vorbild erklärt worden.

8 Siehe den New Scientist 2019: https://www.newscientist.com/article/mg24132130-600-well-die-before-we-find-the-answer-crisis-at-the-heart-of-physics/

noch unbewältigter Reichtum neuer Ideen, neuer Ausblicke und Möglichkeiten, was den krisenartigen Zustand in der Psychologie heraufbeschworen hat.« Waren es zu Beginn der modernen Psychologie am Ende des 19. Jahrhunderts Forschungsthemen aus den Gebieten »Psychophysik« und »Gedächtnis«, kamen zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Themenfelder »Denken« und »Willen« mit hinzu, in den USA fasste der Behaviorismus mit »Lernen« und »Instinkt« Fuß. Eine überwältigende Breite!

Menschenbilder und Weltanschauungen spielen eine verborgene Rolle bei der Theoriebildung (Holzkamp, 1973b). Der amerikanische Sozialpsychologe Kenneth Gergen geht so weit zu sagen: »[T]heories of social behavior are primarily reflections of contemporary history« (Gergen, 1973, S. 309). Der Einfluss zeitgeschichtlicher Ereignisse auf Forschung (und damit natürlich auch auf Theoriebildung) zeigt sich etwa an Adornos Untersuchungen zur autoritären Persönlichkeit (Adorno, Frenkel-Brunswik, Levinson u. Sanford, 1950) auf der Suche nach den Wurzeln des Erfolgs der Nationalsozialisten im »Dritten Reich« oder Milgrams Studien zum blinden Gehorsam (Milgram, 1963), ebenfalls auf der Suche nach Erklärungen für den Holocaust. Auf abstrakter Ebene argumentiert Graumann (1982) für den Einfluss des »Zeitgeists«, wenn er die A-Historizität psychologischer Theorienbildung kritisiert.[9]

Den (verborgenen) Einfluss von Weltanschauungen belegt auch das in den Wirtschaftswissenschaften immer noch vorherrschende Wachstumskonzept, verbunden mit der Vorstellung eines rational handelnden (d. h. hier: auf seinen persönlichen Vorteil bedachten) »homo oeconomicus«. Dabei sind längst Alternativkonzepte entwickelt worden (Kreislaufwirtschaft, Gemeinwohlökonomie; z. B. Felber, 2018).

Das Konzept des »homo oeconomicus« ist zumindest in der Psychologie (Traut-Mattausch, Frey u. Peus, 2008), aber auch schon frühzeitig in den Wirtschaftswissenschaften (Sen, 1977; Simon, 1959) in Zweifel gezogen worden. Entscheidungen von Menschen

9 Interessanterweise heißt es bei Habermas (2019, Bd. 1, S. 12): »Das Zeitalter der Weltbilder ist seit dem 17. Jahrhundert aus guten Gründen vorbei« – er spricht von Welt*bild,* nicht Welt*anschauung.*

sind nur begrenzt rational (»bounded rationality« im Sinne des Psychologen und Nobelpreisträgers Herbert Simon), Heuristiken lenken uns bei Entscheidungen manchmal in eine falsche Richtung (zumeist sind sie vorteilhaft, siehe z. B. Gigerenzer u. Brighton, 2009).

Die »Metaphern des Menschlichen« haben im Laufe der Jahrhunderte vielfältige Varianten hervorgebracht. Ein paar Beispiele: der Mensch als Gottes Ebenbild: Genesis, Schöpfungsgeschichte des Alten Testaments; der Mensch als soziales Wesen, »zoon politikon«, Aristoteles; der Mensch als Naturwesen: Henri Rousseau; der Mensch als Maschine: La Mettrie; der Mensch als Abkömmling vom Affen: Charles Darwin; der Mensch als ein auf seinen Vorteil bedachtes Wesen, »homo oeconomicus«: verschiedene Ökonomen im 19. Jahrhundert; der Mensch als getrieben vom Unbewussten: Sigmund Freud; das Computermodell des Menschen: John von Neumann. – Mehr zur Weltanschauung findet man bei Jaspers (1919):

> »Was ist Weltanschauung? Etwas Ganzes und etwas Universales. Wenn z. B. von Wissen die Rede ist: nicht einzelnes Fachwissen, sondern das Wissen als eine Ganzheit, als Kosmos. Aber Weltanschauung ist nicht bloß ein Wissen, sondern sie offenbart sich in Wertungen, Lebensgestaltungen, Schicksal, in der erlebten Rangordnung der Werte. [...] Die Loslösung einer wissenschaftlichen Sphäre von der universitas ist, wenn sie faktisch geschieht, deren Tod: statt Erkenntnis bleibt Technik und Routine, an die Stelle der Bildung des Geistes, der im Elemente der Erkenntnis, während er fachlich Einzelstoff bearbeitet, doch immer universal gerichtet ist, treten Menschen ohne alle Bildung, die nur noch – vielleicht vortreffliche – [und pragmatische] Werkzeuge haben und pflegen« (Jaspers, 1919, S. 1).

Und weiter heißt es dort über den »Bewegungsprozess« von Weltanschauungen, die ständig im Fluss sind (und dies auch ständig sein sollten):

> »Was uns eigentlich zum Fragen bringt, ist die Erfahrung in der Bewegung der eigenen Weltanschauung. Wir machen diese Erfah-

rung in den Konsequenzen unseres Handelns und Denkens, in dem Konflikt mit der Wirklichkeit, die in dem tatsächlichen Geschehen sich fast immer irgendwie anders zeigt, als wir gemeint hatten; in dem geistigen Zusammenströmen mit Persönlichkeiten, denen wir nahe kommen, und von denen wir dann wieder abgestoßen oder in eine erstarrte Beziehung aufgenommen werden; nicht durch Denken bloß kalter, betrachtender, wissenschaftlicher Art, sondern durch erlebendes Denken; durch Sehen der Wirklichkeit nach Gesichtspunkten, die wir einmal als die unserigen, in denen wir lebendig gegenwärtig sind, festhalten. [...] Unsere weltanschauliche Erfahrung ist ein fortdauernder Bewegungsprozeß. So lange wir überhaupt noch Erfahrungen machen. Wenn wir Welt, Wirklichkeit, Ziele fest und selbstverständlich haben, so haben wir entweder noch gar keine Erfahrung weltanschaulicher Möglichkeiten gemacht, oder wir sind in einem Gehäuse erstarrt und machen keine Erfahrungen mehr. In beiden Fällen überrascht nichts mehr; es gibt dann nur Ablehnen oder Anerkennen, kein Hingeben oder Aufnehmen; es gibt keine Probleme mehr, die Welt ist fest in gut und böse, in wahr und falsch, in recht und unrecht gespalten; alles ist Frage des Rechts und klar und dann noch Frage der Macht. [...] In der lebendigen Erfahrung dagegen lassen wir unser eigenes Ich sich erweitern, zerfließen und dann wieder in sich zusammenziehen. Es ist ein pulsierendes Leben von Ausstrecken und Einziehen, von Selbsthingabe, von Liebe und Einsamkeit, von Ineinsfließen und Kampf, von Bestimmtheit, Widerspruch und Einschmelzung, von Einstürzen und Neubau. Diese Erfahrungen bilden die Ecksteine für jeden Versuch einer Weltanschauungspsychologie« (Jaspers, 1919, S. 7).

So verstandene Weltanschauung ist sehr schwer zu fassen, aber immer präsent. Keine Frage, ob dies den Prozess der Theoriebildung beeinflusst – viel wichtiger scheint mir die Frage, wie man diesen Einfluss transparent machen kann, woran man ihn erkennt. Während in der Ethnologie z. B. die imperialen Einflüsse längst diskutiert werden (Münster, 2012), ist eine »postkoloniale Psychologie« nur in Ansätzen zu erkennen (z. B. Moane u. Sonn, 2014). Dabei ist mit der Diskussion um die weltweite Gültigkeit medizinischer Klassifikationssysteme längst klar, dass damit nicht

nur Interessen der pharmazeutischen Industrie verbunden sind (Frances, 2013), sondern zugleich die Wertvorstellungen der westlichen Welt. Man denke nur an die (klinische) Bewertung von Homosexualität bei Frauen und Männern heute bzw. vor 50 Jahren (der legendäre § 175 StGB, der sexuelle Handlungen zwischen Personen männlichen Geschlechts unter Strafe stellte, existierte auf deutschem Boden von 1872 bis 1994).

Und wenn schon Messungen (etwa der Intelligenz) kulturabhängig ausfallen (Sternberg, 2004): Wie soll dann die Theorie kulturunabhängig und frei vom Einfluss der »herrschenden Lehre« und frei von den vorherrschenden Menschenbildern sein? Auch wenn das Attribut »culture free« für Intelligenztests (so Cattell, 1940) heute nicht mehr verwendet und die modernen Tests »culture fair« genannt werden, bleibt natürlich der Erfolgsmaßstab für das Lösen der Aufgabensammlungen kulturell bestimmt. Wenn im Verbalteil des Wechsler-Intelligenztests noch vor 25 Jahren die Frage gestellt wurde: »Was ist ein Heiermann?« (Antwort: »Umgangssprachliche Bezeichnung des Fünf-Mark-Stücks«), zeigt die richtige Antwort zwar die Kenntnis der deutschen Sprache in einem bestimmten historischen Kontext (nämlich zur Zeit der westdeutschen Nachkriegswährung »D-Mark«) an, inwiefern den Wissenden um diesen Sachverhalt deswegen jedoch höhere Intelligenz als den Nichtwissenden zugesprochen werden sollte, erschließt sich nicht auf Anhieb. Die »Historizität des Psychischen« illustriert es meines Erachtens dafür umso besser. Die vorgenommene Aktualisierung des Tests (Entfernung des Heiermann-Items) durch die Testautoren spricht für deren historische Sensitivität.

Eine Theorie des Problemlösens in komplexen Umwelten

Um den Prozess der Theoriebildung zu illustrieren, soll hier an meinem eigenen Forschungsfeld aufgezeigt werden, wie eine Theorie entwickelt werden kann. Ich folge dabei einer deduktivistischen Methodologie (Erdfelder u. Funke, 2004). Wir fangen damit an, die für eine Theorie benötigten Bestandteile aufzuführen.

Die Bestandteile einer Theorie

Um eine Theorie zu erstellen, braucht man verschiedene Komponenten: eine (1) Domäne, in der empirisch zu beobachtende (2) Phänomene existieren, zu deren Verständnis die Theorie (3) auf einem definierten Auflösungsniveau beitragen will. Es gibt (4) Theorieelemente, die in einem (5) strukturellen Zusammenhang stehen, (6) spezifische Vorhersagen machen und (7) bestimmte Ereignisse verbieten. Daneben sind noch einige (8) sonstige Angaben wünschenswert.

Die Domäne

Die Domäne ist der Bereich, in dem die interessierenden Sachverhalte und Phänomene anzutreffen sind. Newell und Simon (1972) etwa wählen als Domäne für ihre Theoriebildung im Bereich des Problemlösens das Schachspiel. Für eine Theorie des Problemlösens in komplexen Umwelten sollten entsprechende Umwelten näher benannt und charakterisiert werden (siehe z. B. die Kriterien dafür bei Dörner u. Funke, 2017).

Die Phänomene

Die erklärungsbedürftigen Phänomene sollten benannt werden. Zugleich werden damit Hinweise auf die Daten geliefert, auf die sich eine Theorie beziehen sollte. Ein schöner Beitrag, der für phänomengetriebene Forschung plädiert, ist Dörners (1989a) Artikel über die »kleinen grünen Schildkröten«, deren merkwürdiges Bewegungsverhalten den (blinden) Experimentalisten unerklärlich bleibt, während ein naiv daherkommendes Kind eine passende Hypothese vorträgt – weil es genau beobachtet, was im Phänomenbereich passiert.

Im Phänomenbereich »Problemlösen in komplexen Umwelten« ist es z. B. erklärungsbedürftig, warum einige Menschen ganz gut mit komplexen Anforderungen umgehen können, andere dagegen hoffnungslos überfordert sind. Der naheliegende Gedanke, dass »analytische Intelligenz« dafür verantwortlich wäre, muss aller-

dings schnell wieder verworfen werden (Wenke, Frensch u. Funke, 2005). Am ehesten käme dafür noch »operative« Intelligenz (Dörner, 1986) oder – etwas moderner – »Systemkompetenz« (Funke, Fischer u. Holt, 2018) infrage.

Das Auflösungsniveau

Das Auflösungsniveau bestimmt die Feinheit bzw. Grobkörnigkeit der Betrachtung: Geht es um neuronale Prozesse, wird ein höheres (feineres) Auflösungsniveau angestrebt, als wenn es um Handlungen geht. Man könnte hier auch von der »Analyseeinheit« sprechen, um die es geht. Nach meinem Dafürhalten sind Handlungen dasjenige Niveau, das für Psychologen optimal ist. Wer auf neuronale oder biochemische Prozesse abzielt, ist in der Medizin (oder der Biochemie) besser aufgehoben. Ob wir die dafür (für eine medizinische oder biochemische Betrachtung) nötigen Kompetenzen im Psychologiestudium vermitteln, wage ich zu bezweifeln. Statt auf fremdem Terrain nach Gold zu schürfen, sollten wir im eigenen Feld graben – das bedeutet für mich: Suche nach handlungsleitenden Kognitionen, Emotionen und Motivationen.

Mit der Entscheidung für ein Auflösungsniveau ist häufig auch eine Entscheidung über die einzusetzende Untersuchungsmethodik verbunden: Will man neuronale Prozesse untersuchen, sind elektrophysiologische Messmethoden oder bildgebende Verfahren angemessen. Will man handlungsleitende Faktoren identifizieren, greift man zu sinngebenden Verfahren. Baumeister, Vohs und Funder (2007) weisen auf degenerierte Untersuchungsmethoden hin, in denen Selbstauskünfte und Fingerbewegungen auf Tastaturen die Hauptdatenquelle bilden, das konkrete Verhalten einer Person dabei aber auf der Strecke bleibt.

Die Theorieelemente

Elemente eines (technischen oder sonstigen) Artefakts werden in einer »Teileliste« aufgeführt, so wie das Abbildung 4 mit der Ikea-Nähmaschine »SY« illustriert.



Abbildung 4: Die Teileliste der Ikea-Nähmaschine SY (Quelle: https://manuall.it/ikea-sy-macchina-per-cucire)

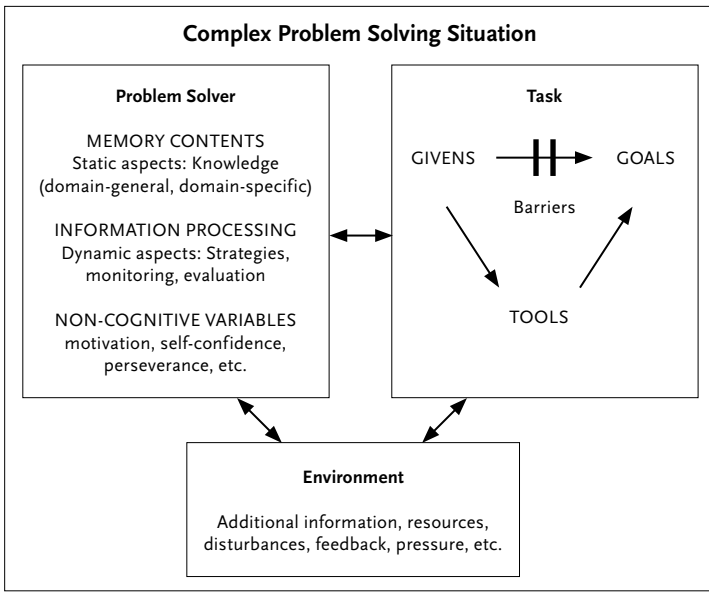


Abbildung 5: Das Lösen komplexer Probleme als Interaktion von Problemlöser, Anforderung und Umwelt (aus Frensch u. Funke, 1995)

Aus der Teileliste geht keinesfalls hervor, wie sich die einzelnen Teile zu einer Nähmaschine zusammensetzen lassen. Aber feststeht: Fehlt nur eines der gezeigten Teilstücke, ist das Gesamtergebnis womöglich in Gefahr (es gibt wichtigere und weniger wichtige

Teile, aber die Wichtigkeit ist ihnen nicht anzusehen). Bleibt bei einer zerlegten Armbanduhr eine Feder oder ein Rädchen übrig, hat man vermutlich einen Fehler beim Zusammensetzen gemacht, der die Funktionsfähigkeit infrage stellt.

Für eine Theorie des Problemlösens in komplexen Umwelten haben Frensch und Funke (1995) eine (grobe) Teileliste vorgeschlagen, die in Abbildung 5 gezeigt wird. Anders als bei einer Nähmaschine sind die Teile unanschaulich, sie bestehen aus Begriffen.

Die Struktur der Elemente

Eines der wichtigsten Konzepte zur Beschreibung der Struktur der Elemente ist der Problemraum. Er enthält die mentale Repräsentation des Problems und umfasst nach Simon und Lea (1974) den Regelraum (mit allen bekannten Regeln zur Problemlösung) und den Instanzenraum (mit allen möglichen Zuständen = Instanzen). Der Instanzenraum beschreibt bei wohl definierten Problemen alle möglichen Zustände der Sachverhalte, um die es geht, und enthält damit immer auch den Ausgangs- wie den Zielpunkt eines einfachen Problems.

Der »Turm von Hanoi« (eine »Drosophila« der Problemlöseforschung) ist in Abbildung 6 für die Variante mit drei Scheiben gezeigt (27 mögliche regelkonforme Anordnungen). Typischerweise startet ein Problemlöser mit der Anordnung ganz oben (alle drei Scheiben auf dem linken Stift) und soll den Zustand rechts unten (alle drei Scheiben auf dem rechten Stift) mit möglichst wenig Schritten (ideal: $2^3 = 8$ Züge, also entlang der rechten Kante) erreichen.

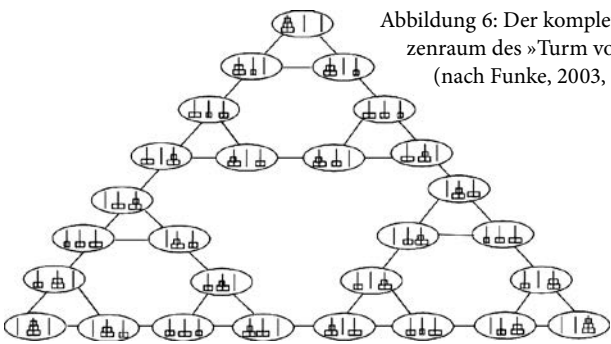


Abbildung 6: Der komplette Instanzenraum des »Turm von Hanoi« (nach Funke, 2003, S. 109)

Es reicht nicht, einfach nur Strukturannahmen zu treffen. Es geht auch darum, die konkreten Abläufe zu spezifizieren. Dies kann z. B. durch »kognitive Modellierung« erfolgen, wie etwa im Rahmen von ACT-R möglich ist (am Beispiel der »SugarFactory« von Donald Broadbent: Said, Engelhart, Kirches, Körkel u. Holt, 2016). Struktur- und Prozessannahmen gehören zusammen: Prozesse laufen innerhalb bestimmter Strukturen ab. Zur Veranschaulichung von Prozessabläufen werden häufig Flussdiagramme (wie in Abbildung 7 illustriert) verwendet.

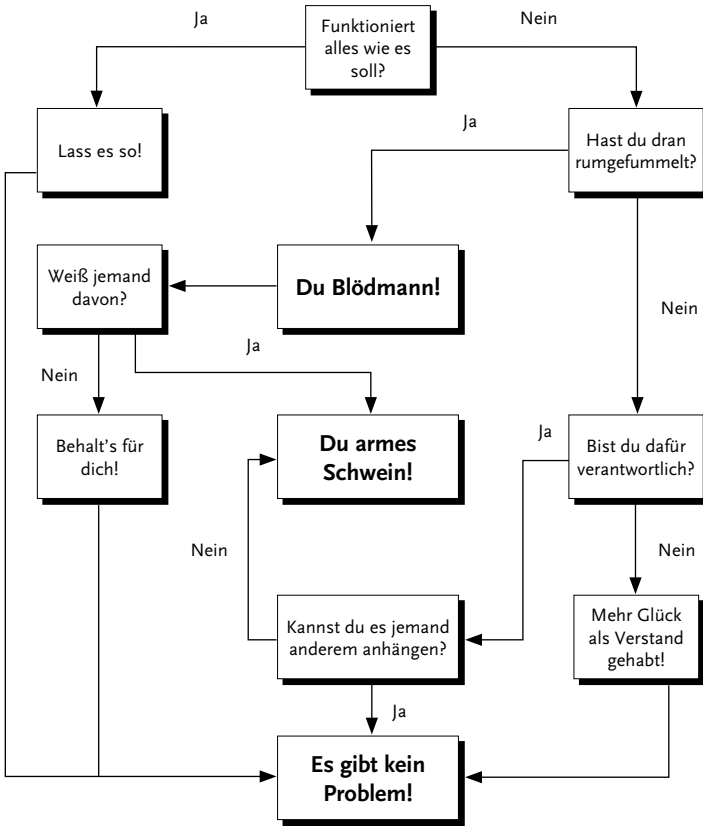


Abbildung 7: Flussdiagramm »Wie löse ich ein Problem?« (Quelle: https://www.spidanet.de/tag/problem)

Um von der eher scherzhaften Darstellung im Flussdiagramm »Wie löse ich ein Problem?« zu einem seriöseren Modell zu kommen, sei auf das in Abbildung 8 gezeigte Struktur- und Prozessmodell der Informationsverarbeitung (SPIV-Modell; Hussy, 1983) verwiesen.

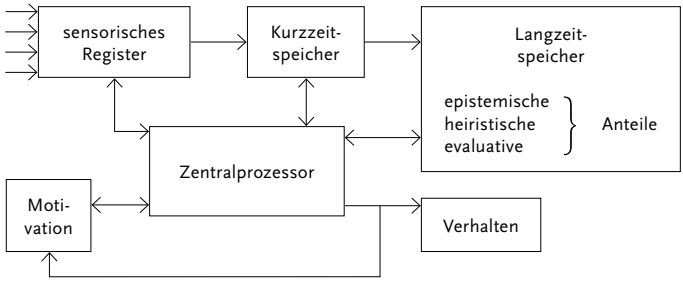


Abbildung 8: Überblick über die Strukturkomponenten des Struktur- und Prozessmodells der Informationsverarbeitung (aus Funke u. Hussy, 1979, S. 3).

Hier findet sich nicht nur eine Teileliste, sondern die Pfeile illustrieren zugleich den Ablauf der hypostasierten Informationsverarbeitung (die Interaktion der verschiedenen Strukturkomponenten). Das SPIV-Modell ähnelt nicht ohne Grund dem Schaltplan eines Computers – es war die Zeit, in der die Computermetapher des Geistes (Gigerenzer u. Goldstein, 1996) vorherrschend war. In heutiger Zeit feiern wir die Wiederentdeckung der menschlichen im Vergleich zur Künstlichen Intelligenz (Fuchs, 2021). Die Computermetapher hat ausgedient, die Unterschiede sind inzwischen klar erkannt.

Die Vorhersagen

Hypothesen sind das Herzstück von Theorien. Sie spezifizieren die Welt der Erwartung vor dem Hintergrund einer Theorie. Gute Hypothesen sollten überprüfbar sein (sie sollten prinzipiell scheitern können) und einen möglichst hohen Geltungsbereich besitzen.

Ein Beispiel: Vor dem Hintergrund von Festingers Dissonanztheorie (Festinger, 1964) formuliert man die Hypothese, dass mit steigender Dissonanz der Reduktionsdruck steigt. Man kauft ein

Objekt in einem Geschäft A zum Preis von X und entdeckt im Nachbarladen B das gleiche Objekt zum Preis von Y, wobei $Y < X$. Je größer der Preisunterschied (X–Y) ausfällt, umso mehr Rechtfertigungsdruck entsteht für einen möglicherweise überteuerten Fehlkauf (Garantiebedingungen sind bei A besser, bei A bestehen Umtauschmöglichkeiten, Händler A ist seröser etc.).

Im Bereich des Umgangs mit komplexen Umwelten sind Vorhersagen z. B. derart, dass analytische Intelligenz nicht ausreicht, um gute Lösungen vorherzusagen (Wüstenberg, Greiff u. Funke, 2012) oder – positiv gewendet – dass man »operative« Intelligenz benötigt (Dörner, 1986; Firnhaber, 2021).

Vorhersagen können Punktereignisse betreffen (die angebliche Vorhersage einer Sonnenfinsternis am 28.5.585 v. Chr. durch Thales von Milet; siehe Wenskus, 2016) oder ganze Muster bzw. Funktionsverläufe (z. B. die Vorhersage von Fallzahlen eines Infektionsgeschehens durch die Gompertz-Funktion; siehe den Blogbeitrag »Corona, Mathematik und Psychologie« von Dietrich Dörner[10]).

Die verbotenen Ereignisse

Ganz im Sinne des Fallibilismus sollte eine Theorie nicht nur Vorhersagen machen, sondern auch »verbotene« Ereignisse benennen, anhand derer die Theorie zu falsifizieren wäre. Wenn eine Theorie mit *allen* Vorkommnissen in der Realität übereinstimmt, hat man auf den ersten Blick eine »perfekte« Theorie (»Kräht der Hahn auf dem Mist, ändert sich das Wetter oder es bleibt, wie es ist«). Wenn aber eine Theorie wie die eben genannte Wettertheorie keine Ereigniskonstellation verbietet, hat sie keinen Erklärungswert und ist nutzlos.

Für den Umgang mit komplexen Umwelten darf z. B. nicht gelten, dass diese leichter zu handhaben sind als einfache Umwelten. Verboten ist, dass es nur eine Richtiglösung gibt. Verboten ist, dass Personen ohne systemisches Verständnis bessere Lösungsentwürfe liefern als solche mit Systemkompetenzen. Diese Liste lässt sich natürlich noch erweitern.

10 http://f20.blog.uni-heidelberg.de/2021/01/02/gastbeitrag-corona-und-mathematik-dietrich-dorner/

Natürlich wäre es wünschenswert, das meist verborgen bleibende *Menschenbild* offenzulegen. Ob die Theorie von einem mechanistischen oder humanistischen Menschenbild ausgeht, ist nicht unerheblich: Systemtheorie und Handlungstheorie soll man auseinanderhalten (Herrmann, 1982), da technische und menschliche Systeme nicht gleichzusetzen sind.

Auch das *Medium* ist anzugeben: Die meisten Theorien der Psychologie sind im Medium »Sprache« formuliert, einige wenige Ansätze benutzen formale Modelle (z. B. Stevens Potenzgesetz), andere sind strukturalistisch (re-)konstruiert (Westermann, 1987, 2004). Natürlich ist eine Überführung von verbal formulierten Theorien in formale Strukturen (siehe dazu Smaldino, 2020) ein Gewinn an Präzisierung und damit ein wünschenswerter Schritt, der ein Kennzeichen »reifer« Wissenschaft ist.

Dass hinter jeder Forschung ein *Erkenntnisinteresse* steckt, wissen wir spätestens seit Habermas (1968). Das gilt nicht nur für empirische Arbeiten, sondern genauso für die Theorieentwicklung. Zur guten Praxis wissenschaftlichen Arbeitens gehört heutzutage das Offenlegen möglicher Interessenkonflikte (CoI, »Conflict of Interest«).

Für die hier im Fokus stehende sprachlich formulierte Theorie des Umgangs mit komplexen Umwelten wird von mir ein humanistisches Menschenbild (Mensch als zielorientiert handelnder Agent) unterstellt. Das Erkenntnisinteresse ist getrieben von den großen gesellschaftlichen Herausforderungen (Wissenschaftsrat, 2015), mit denen sich die Menschheit konfrontiert sieht, und die damit besondere Ansprüche an den Umgang mit komplexen Umwelten stellen. Es gibt hierbei kein kommerzielles Interesse und keinen Auftraggeber im Hintergrund.

Was unterscheidet gute von weniger guten Theorien?

Dass sich Theorien hinsichtlich einer Reihe von Aspekten unterscheiden lassen, ist einleuchtend. Kann man daraus eine »Rangreihe der Güte« ableiten? Ein für mich entscheidendes Gütekrite-

rium stammt aus der Liste der Gütekriterien meines Mannheimer Kollegen Edgar Erdfelder (1986). Darin werden drei Haupt- und fünf Nebenkriterien benannt, anhand derer über die Güte einer Theorie entschieden werden kann. Die drei Hauptkriterien A, B, C (deren Reihenfolge unwichtig ist) sind:

A: Logische Konsistenz: Lassen sich aus der Theorie mit Sicherheit keine widersprüchlichen Aussagen ableiten?
B: Empirischer Gehalt: Kann die Theorie potenziell empirisch widerlegt (falsifiziert) werden? Wie groß ist die Menge der Falsifikationsmöglichkeiten?
C: Empirische Bewährung: Wie viele nichttriviale Falsifikationsversuche hat die Theorie erfolgreich überstanden? Ist die Theorie mit theoriekonträren Befunden belastet?

Die Nebenkriterien 1–5 (deren Reihenfolge entspricht etwa ihrer Bedeutsamkeit) lauten:

1: Praktisch-technologische Relevanz (Anwendbarkeit): Eröffnet die Theorie auf naheliegende Weise technologische Anwendungsmöglichkeiten?
2: Emanzipatorische Relevanz (im Sinne von Holzkamp, 1970): Trägt die Theorie zur Selbstaufklärung des Menschen über seine gesellschaftlichen und sozialen Abhängigkeiten bei?
3: Heuristischer Wert: Regt die Theorie neue empirische Untersuchungsparadigmen und Fragestellungen an?
4: Integrativer Wert: Werden andere Theorien durch die betreffende Theorie zusammengefasst und damit überflüssig?
5: Präzision: Ist die Theorie in einer präzisen formalen Sprache explizierbar und eventuell sogar axiomatisiert?

Und ein für mich wichtiger Satz, der zu diesem Thema passt, lautet: »Nicht der Nachweis, dass die Möglichkeit eines Irrtums ausgeschlossen ist, sondern die Möglichkeit, dass ein Irrtum nachweisbar ist, ist für die empirischen Wissenschaften und die empirische Psychologie im Besonderen zu fordern!« (Erdfelder, 1986).

Gibt es »unechte« Theorien?

Wenn es um gute und weniger gute Theorien geht, darf man auch die Frage aufwerfen: Gibt es »unechte« Theorien (d. h. Aussagesysteme, die wie eine Theorie aussehen, aber keine Theorie sind)? Die Antwort ist »ja« – es gibt Fata-Morgana-Theorien (sie erscheinen im Gewand einer Theorie, ohne das Attribut zu Recht zu tragen). Wir nähern uns dieser Frage auf drei Wegen: (a) am Beispiel von Verschwörungstheorien, (b) am Beispiel von Pseudotheorien und (c) am Beispiel von Narrativen.

(a) Verschwörungstheorien
Bekanntestes Beispiel für unechte Theorien sind die in großer Zahl kursierenden Verschwörungstheorien (siehe z. B. die Zusammenstellung bei Nocun u. Lamberty, 2020), die bekanntermaßen dogmatisch (nicht belehrbar) auftreten und deswegen als Verschwörungs*ideologien* oder Verschwörungs*mythen* benannt werden sollten.[11] Diese Art scheinbarer Theorie lässt sich leicht erkennen am Widerstand gegen Falsifikationsversuche.

(b) Pseudotheorien
Während Verschwörungstheorien relativ einfach zu entzaubern sind, fällt dies bei der jetzt folgenden Gattung »Pseudotheorien« schwerer. Der Hildesheimer Psychologe Werner Greve (2001) greift in seinem Aufsatz »Traps and gaps in action explanation« ein Argument von Jochen Brandtstädter (1984) auf, das zunächst erklärt werden muss: das der »apriorischen Elemente« in Forschungsprogrammen.

Apriorische Elemente sind solche, die von vornherein (*apriori,* d. h. ohne jede Form von Empirie) wahr sind; Kant nannte solche Wahrheiten »analytisch« im Unterschied zu »synthetischen« Wahrheiten, die erst nach Überprüfung in der Empirie als wahr bezeichnet werden können. Die Aussage »Junggesellen sind unverheiratet« ist apriori ohne Anschauung der Wirklichkeit wahr. Für die Prüfung des Wahrheitsgehaltes des Satzes »Rauchen verursacht Lungenkrebs«

11 Wie man gegen derartige Ideologien und Mythen vorgehen kann, beschreiben Lewandowski und Cook (2020).

bedarf es dagegen guter Empirie. Brandtstädter (1984) hat darauf aufmerksam gemacht, dass verborgene apriorische Elemente eine Pseudoempirie befördern könnten, z. B. soziologische Forschungsprogramme zum Familienstand von »Junggesellen«, die das in repräsentativen Erhebungen zum Gegenstand machen könnten. Die Sinnlosigkeit derartiger Empirie ist allerdings schwieriger zu erkennen, wenn es um Sätze geht wie »Alkoholiker leiden schon nach dem Konsum geringer Alkoholmengen unter Kontrollverlust« (diese Aussage ist empirisch nicht gehaltvoll, wenn die Definition eines Alkoholikers den Kontrollverlust als Kriterium für Alkoholismus setzt).

Greve (2001) nimmt sich eine der erfolgreichsten Theorien der Psychologie vor, die »theory of planned behavior/reasoned action« von Ajzen (1991) bzw. von Fishbein und Ajzen (2010). Darin wird das Auftreten von Verhalten vorhergesagt unter Bezugnahme auf eine vorhergehende Absichtserklärung, die wiederum von der subjektiven Norm, der Einstellung gegenüber dem fraglichen Verhalten und der eigenen wahrgenommenen Verhaltenskontrolle, abhängig gemacht wird. Abbildung 9 zeigt das Modell in grafischer Form.

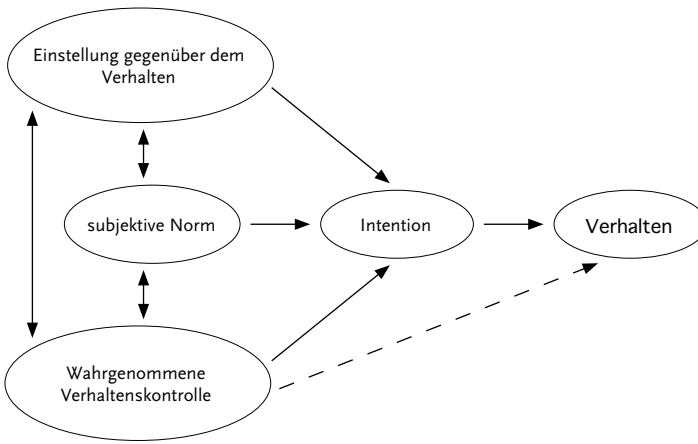


Abbildung 9: Modellbestandteile der »theory of planned behavior« (Ajzen, 1991)

Das Argument von Greve: Ist es wirklich ein *kausaler* Zusammenhang, den der Pfeil zwischen Intention und Verhalten anzeigen soll, oder handelt es sich nicht in Wirklichkeit um ein apriorisches Ele-

ment, dessen erstaunliche empirische Koinzidenz hier als Pseudoempirie gefeiert werden muss? Gehört nicht zu jeder bewussten Handlung die entsprechende Absicht *logischerweise* dazu? Wenn die Absicht zu den apriorischen Elementen einer Handlung zählt (das tut sie), ist die überwältigende empirische Bestätigung dieses Zusammenhangs dann nicht äquivalent zur repräsentativen Erhebung des Familienstands von Junggesellen? Das würde man kaum als Ergebnis empirischer Forschung feiern wollen – das sind apriorische Elemente in einem Forschungsprogramm, die man nicht als Empirie ansehen kann.

(c) Narrative
Schließlich bleibt noch die Frage, ob der neuerdings gern im politischen Kontext (Hofmann, Renner u. Teich, 2014) verwendete Begriff des Narrativs eine Theorie bezeichnet. Narrative sind Geschichten, die sich um bestimmte Ereignisse ranken und diesen einen Sinn geben sollen. Narrative gelten als sinnstiftende Erzählungen, als Bilder mit hoher Strahlkraft. Es handelt sich wohl um ein Modewort aus dem Feuilleton, wird aber auch gerne in den Geisteswissenschaften verwendet, dort aber wohl eher zur Beschreibung einer Methode (z. B. Riessman, 2008) als zur Charakterisierung theoretischer wissenschaftlicher Vorstellungen. Narrative haben Ähnlichkeiten zu Metaphern (»Vom Tellerwäscher zum Millionär« beschreibt den amerikanischen Traum vom sozialen Aufstieg, ist als Narrativ kein Ersatz für eine soziologische Theorie). Narrative sind »unechte« Theorien, da sie keine Vorhersagen liefern und auch nicht falsifiziert werden können. Im besten Fall »passt« ein Narrativ nicht zum Sachverhalt, den es beschreiben soll.

Zehn Fragen an einen Theoretischen Psychologen, die man sich selten zu stellen traut

1 »Ich dachte immer, Psychologie sei eine empirische Wissenschaft – Wofür braucht man dann Theoretische Psychologie?«
Gute Frage! Kurze Antwort: Ohne Theorie sind Daten wenig aussagekräftig. Längere Antwort: Nach Kant ist es die Apriori-Kategorie

der Kausalität (siehe z. B. Mittelstaedt, 1975), die wir (als Theorie) an Daten herantragen und die uns zwei aufeinanderfolgende Ereignisse A (zum Zeitpunkt *t1* stößt eine Hand vor ein Glas Wasser) und B (das Glas Wasser kippt zu *t2* um) als kausal verbunden denken lässt (die stoßende Hand ist ursächlich für das umfallende Glas). Wir fügen die Kategorie der Kausalität den Daten hinzu: Die Kausalität steckt nicht in den Daten, sondern in der Theorie des Betrachters. In den Daten steckt Kontiguität, in der Theorie Kausalität.

2 »Warum gibt es in Deutschland keinen Lehrstuhl mehr für Theoretische Psychologie?«

Zumindest institutionell steht es schlecht um die Theoretische Psychologie. Anfang der 2000er Jahre gab es in Bamberg ein Institut für Theoretische Psychologie (Leitung: Dietrich Dörner), das allerdings bald nach seiner Emeritierung geschlossen wurde. Der von mir 1997–2019 in Heidelberg bekleidete »Lehrstuhl für Allgemeine und Theoretische Psychologie«, der für meinen Vorgänger Norbert Groeben so eingerichtet wurde, ist nach Beginn meines Ruhestands umbenannt worden in eine Professur für »Allgemeine Psychologie und kognitive Selbstregulation«. Das war das Ende für eine der letzten in der BRD verbliebenen Professuren mit der Denomination »Allgemeine und Theoretische Psychologie« …[12]

3 »Hat Theoretische Psychologie etwas mit der Geschichte des Fachs zu tun?«

Auf jeden Fall! Das Fach Psychologie selbst ist ja in einen kulturellen Kontext eingebunden (man denke an den Einfluss von »Menschenbildern« auf den Theorieentwurf), Psychologie nimmt ihrerseits aktiv Einfluss (direkt und – vor allem – indirekt) auf das politische Geschehen (siehe z. B. Guski-Leinwand, 2013). Und die Geschichte des Fachs (Lück, 2009, 2015; Schönpflug, 2000) ist immer auch eine Geschichte von Theorien oder, wie Pongratz

12 An der Universität Bremen gibt es (Stand 06/2021) eine Professur für »Theoretische Psychologie und Psychometrie«, derzeit besetzt mit Prof. Dr. Hans-Christian Waldmann.

(1967) sein Buch betitelt, »Problemgeschichte«. Die Historizität des Psychischen, von der Alexander Wendt so belesen schreibt, steht auch für mich außer Frage. Bereits in einer frühen Schrift des Berliner Experimentators Klaus Holzkamp (1973a), der in der Zeit der Studentenrevolte in den 1970er Jahren zum marxistisch gewandelten Kritiker bürgerlicher Psychologie wurde, werden gesellschaftliche Bedingungen von Wahrnehmung (einer sehr elementaren kognitiven Funktion des Menschen) aufgezeigt. Dass ganze Denksysteme kulturell getränkt sind bis auf die Wahrnehmungsebene herunter, ist auch außerhalb marxistischer Kreise gut dokumentiert (Nisbett, 2003; Nisbett, Peng, Choi u. Norenzayan, 2001; Nisbett u. Norenzayan, 2002).

4 »Ist Theoretische Psychologie nicht eher eine Aufgabe für Philosophen?«

Klares Nein! Die Psychologie muss ihre eigene Methodologie und eine auf ihre Themen angepasste Erkenntnistheorie entwickeln. Es gibt keine Erkenntnistheorie »von der Stange«, die wir im Laden der Philosophie einkaufen können. So wie der Logische Empirismus des Wiener Kreises seine Wurzeln in Problemen der Physik hat (und die daher andere sind als die Probleme der Psychologie – Beispiel Bewusstsein), so braucht es eine »philosophy of psychology« (Bunge u. Ardila, 1987). Constantine Sedikides hat 2008 ein Themenheft »From Philosophical Thinking to Psychological Empiricism« herausgegeben, in dem zahlreiche Beiträge (Renée Baillargeon, Paul Baltes, John Bargh, Roy Baumeister, Ed Diener, Klaus Fiedler, Joe Forgas, Gerd Gigerenzer, Jeff Greenberg, Jonathan Haidt, Brian Nosek, Jacqui Smith u. a. m.) das Verhältnis von Psychologie und Philosophie reflektieren.

5 »Gibt es gute Lehrbücher zur Theoretischen Psychologie?«

Ein richtiges »Lehrbuch« vermag ich nicht zu benennen. Aber gute Bücher zum Thema »Theoretische Psychologie« gibt es zahlreich. Hier zwei rezente Werke:

- Jochen Fahrenberg (2015): Theoretische Psychologie. Eine Systematik der Kontroversen.
- Mark Galliker (2016): Ist die Psychologie eine Wissenschaft? Ihre Krisen und Kontroversen von den Anfängen bis zur Gegenwart.

6 »Wie sieht es mit dem Studium der Theoretischen Psychologie aus?«
Die Antwort auf Frage 2 (»kein Lehrstuhl für Theoretische Psychologie«) lässt es erahnen: wo keine Lehrstühle, da auch keine Lehre. Ein dezidiertes Studium der Theoretischen Psychologie gemäß einem formalen Studienplan gibt es nicht – aber natürlich besteht immer die Möglichkeit zu einem Selbststudium: Wer sich für entsprechende Themen interessiert und Zugang zu entsprechender Literatur findet, kann sich autonom fortbilden.

7 »Ist Theoretische Psychologie eigentlich schwieriger als andere Bereiche der Psychologie?«
Das würde ich so nicht sagen – es erfordert vielleicht ein bisschen mehr Mut im Sinn des Kant'schen Auftrags »sapere aude!« (wage es zu denken!). Natürlich ist das Erfinden einer Theorie ungleich kreativer als das Abarbeiten einer Datenanalyse nach Kochbuch (z. B. Teetor, 2011).

8 »Ist Theoretische Psychologie nicht Bestandteil jeder Teildisziplin (also Entwicklungspsychologie, Sozialpsychologie, Klinische Psychologie etc.)?«

Natürlich sollte *jede* Teildisziplin unseres Fachs ihre theoretischen Grundlagen reflektieren. Dennoch scheint es mir wichtig, die erkenntnistheoretischen Überlegungen in einem Bereich zusammenzuführen, der Methodologie und Erkenntnistheorie umfasst. Zur Methodologie gehören z. B. Fragen wie »Ab welchem p-Wert soll eine Statistik als signifikant gelten« oder »Darf man aus nominalen Daten einen Mittelwert bestimmen?« (siehe dazu z. B. Lord, 1953); zur Erkenntnistheorie kommen dann philosophische Themen hinzu (»gibt es die Wirklichkeit«, Gabriel, 2013), insbesondere Erkenntnistheorien.

9 »Ist Theoretische Psychologie nicht nur für die Grundlagenfächer interessant, nicht aber für die Anwendungsfächer?«
Das ist ein Trugschluss: Gute Anwendung von psychologischen Erkenntnissen gelingt nur dort, wo es gute Theorien gibt. Das ist wie im Verhältnis von (grundlagenwissenschaftlicher) Physik zu (anwendungsorientierten) Ingenieurwissenschaften: Eine stabile Brücke wird nur derjenige bauen können, der die gut begründeten

Fundamentalgesetze der Physik kennt. Es gibt den bereits erwähnten Spruch: »Nichts ist so praktisch wie eine gute Theorie.«

10 »Hat die Theoretische Psychologie überhaupt irgendeine Bedeutung für mich, wenn ich als Praktiker/-in arbeiten möchte?«
Die Antwort hierauf fällt ähnlich aus wie die auf Frage 9: Ohne Theorie »nix los«.

Abschluss

Theoretische Psychologie in Zeiten von »Big Data« ist notwendiger denn je! Noch nie konnte aus Datengräbern das Geheimnis der Natur qua Induktion sicher hergeleitet werden.[13] In der Geschichte der Wissenschaften waren es immer kluge Köpfe, die aus Beobachtungen Schlüsse gezogen und Hypothesen und Theorien darauf aufgebaut haben. In Zeiten der Künstlichen Intelligenz (KI) und des *deep learning* haben sich Hoffnungen und Erwartungen an diesen Zauberstab geknüpft, die nur enttäuscht werden können. Dass KI häufig als »gekünstelte« Intelligenz erscheint, muss leider festgestellt werden, ebenso wie die Tatsache, dass KI vielfach nicht im Interesse von Bürgerinnen und Bürgern eingesetzt wird, sondern besorgniserregend zu deren Nachteil (Brundage et al., 2018)

Brauchen wir Konkurrenz unter den Theorien? Natürlich! Das berühmte »experimentum crucis«, das zwischen zwei konkurrierenden Erklärungsansätzen einen der beiden zum klaren Sieger ernennt, ist nur selten durchführbar. Umso wichtiger wird es sein, »adversarial collaboration« zu praktizieren nach dem Vorbild von Daniel Kahneman und Gary Klein (2009).[14] Schön, dass es seit 2021 ein »Journal of Controversial Ideas«[15] gibt! Am Beispiel von

13 Allein schon deshalb nicht, weil es keinen sicheren Schluss beim Verfahren der Induktion gibt.

14 In der Arbeit von Dörner und Funke (2017) heisst es in der Fussnote: »After more than 40 years of controversial discussions between both authors, this is the first joint paper.« Man muss mit der adversarialen Kollaboration nicht immer 40 Jahre warten …

15 Siehe https://www.journalofcontroversialideas.org.

führenden Bewusstseinstheorien zeigen Yaron, Melloni, Pitts und Mudrik (2021), dass Theorien zwar häufig erwähnt, jedoch seltener geprüft und noch seltener widerlegt werden. In ähnlicher Weise deprimierend sind die Befunde von Beller und Bender (2017), die über 2000 Artikel aus dem Jahrgang 2015 des Journals »Frontiers in Psychology« auf ihren Theoriebezug hin untersucht haben und dabei fanden, dass theorierelevante Begriffe (*hypothesis, law, mechanism, model, simulation,* und *theory)* nur in geringer Frequenz vorkommen.

Ein letzter Punkt: Menschen sind Sinnsucher, die die Welt verstehen wollen. Sie machen aus bewegten geometrischen Objekten kleine Geschichten (Heider und Simmel, 1944; Lück, 2006), sie fügen einzelne Elemente zu »Gestalten« (Köhler, 1947), selbst merkwürdige Geschichten werden zu sinnhaften umgeformt (Bartlett, 1932). Theorien erfüllen durchaus sinngebende Funktion: Sie erklären Zusammenhänge in der Welt um uns herum. Damit werden Unsicherheit und Komplexität reduziert. Natürlich produziert Sinnsuche auch Unsinn …

Gute Theorien sind also nicht nur praktisch (in Hinblick auf Anwendbarkeit), sondern auch hilfreich (in Hinblick auf Sinnsuche). Früher waren es Mythen, die unsere Vorfahren als sinngebende Instanzen angesehen haben. Das Programm der Aufklärung hat ein viel tieferes Verständnis der Natur ermöglicht (der Mensch bleibt immer noch in großen Teilen rätselhaft). Heute sind es gute Theorien, die uns die Welt erklären und Ereignisse verstehbar machen.

Theorien suchen nach Ursache-Wirkungs-Verhältnissen und wollen Ordnung ins Chaos bringen (mechanistischer Zugang), Theorien können aber auch das Zusammenhangsgefüge in einem Realitätsbereich veranschaulichen (systemischer Zugang). Beide Zugänge tragen zur Wissensakkumulation in der Wissenschaft bei.

Alexander Nicolai Wendt und Joachim Funke

Diskussionsteil: Ein Plädoyer für Veränderung

Aus unterschiedlichen Blickwinkeln haben wir im philosophischen und im psychologischen Teil dieses Buches auf einen einzelnen Sachverhalt geblickt. Dieser Sachverhalt ist die theoretische Psychologie in ihrer gegenwärtigen Lage und in ihrer grundsätzlichen Bedeutung. Im Allgemeinen lässt sich dann, wenn derselbe Gegenstand in verschiedener Hinsicht betrachtet wird, von einem epistemischen Gewinn sprechen, nämlich einem Gewinn von Gegenstandsangemessenheit. Der vorliegende Fall ist allerdings anspruchsvoller, denn der Diskurs der theoretischen Psychologie ist kein Naturvorgang, der von den bisher entwickelten Gedanken unabhängig ist. Im Gegenteil sind diese Gedanken selbst theoretische Psychologie. Wir können sie nicht wie ein ruhendes Objekt von allen Seiten betrachten, denn sie verändert sich mit dem Diskurs, der in ihr über sie geführt wird. Es besteht also das Problem der Selbstreferenzialität und dieses Problem zum Gegenstand zu machen, gehört zur Verantwortung der kritischen Wissenschaft. In einer Arbeit, die mit dem Anspruch beginnt, auf die »Theoriekrise« der Soziologie zu reagieren, hat Luhmann dieser logischen Möglichkeit der Selbstreferenzialität von Theorien einen Ausdruck verliehen: »Theorien mit Universalitätsanspruch sind leicht daran zu erkennen, daß sie selbst als ihr eigener Gegenstand vorkommen« (Luhmann, 1984, S. 9). Von diesen Theorien sagt er weiter:

> »Theorien mit Universalitätsanspruch sind also selbstreferentielle Theorien. Sie lernen an ihren Gegenständen immer etwas über sich selbst. Sie nötigen sich daher wie von selbst, sich selbst einen eingeschränkten Sinn zu geben – etwa Theorie als eine Art von

> Praxis, als eine Art von Struktur, als eine Art von Problemlösung, als eine Art von System, als eine Art von Entscheidungsprogramm zu begreifen. Die Differenz zu anderen Sorten von Praxis, Struktur usw. ist im Gegenstandsbereich auszumachen. So kann eine universale Theorie, und zwar auch und gerade als eine Theorie der Differenzierung, sich selbst als Resultat von Differenzierung begreifen. Ihre Einschränkung, die für sie den Titel Theorie rechtfertigt, liegt in dieser Nichtbeliebigkeit des Sicheinlassens auf Selbstreferenz« (S. 9 f.).

Ein allzu einfacher Weg aus dieser Verantwortung wäre es, den Anspruch der Universalität abzulegen. Dann wäre theoretische Psychologie lediglich die Versammlung von psychologischen Theorien. Dieser Weg führt jedoch zur Preisgabe des gesamten Potenzials, das in den beiden vorherigen Teilen erschlossen worden ist. Schwerwiegender aber noch wäre, dass eine theoretische Psychologie, die ihre Selbstreferenzialität missachtet, sich keinen »eingeschränkten Sinn« gibt. Das ist etwa dann der Fall, wenn nicht geklärt ist, wovon Psychologie überhaupt handelt – von Gehirnen, ewigen Seelen oder Menschen. Daher ist es unumgänglich, die Selbstreferenzialität der theoretischen Psychologie zu entwickeln. Die beiden Perspektiven, der philosophische und der psychologische Teil der theoretischen Psychologie, müssen verschränkt werden, um als Synthese den eigentlichen Diskurs der theoretischen Psychologie zu formen. Erforderlich ist also eine metawissenschaftliche Parallaxe, die uns verständlich macht, wie Philosophie und Psychologie gemeinsam dazu beitragen, den Diskurs der theoretischen Psychologie zu strukturieren.

Die Absicht dieses Diskussionsteils ist es, die Schnittstelle der ersten beiden Teile zu bestimmen, ohne einen Kompromiss oder einen Ausgleich zu schaffen. Der Diskurs der theoretischen Psychologie muss seine Synergie aus dem Perspektivenpluralismus gewinnen. Nur dann, wenn wesentlich inkommensurable und asymmetrische Theorien und Formen der Theoriebildung in den Dialog gebracht werden, ist durch die theoretische Psychologie ein Mehrwert erreicht. Das bedeutet zugleich, dass das Projekt, das wir vorschlagen möchten, keine einfache Zuwendung zum Theoretisieren und deswegen eine Abkehr von der Empirie bedeutet. Es geht uns nicht um einen »Kampf der theoretischen Psychologie ums Dasein«,

der notwendigerweise gegen die empirische geführt werden müsste. Die Erfolgskriterien für den Diskurs, den es zu entwickeln gilt, sind erstens, dass empirische Forschung auf andere Weise betrieben werden kann und letztlich auch betrieben wird, sowie zweitens, dass Experimentalpsychologinnen und -psychologen die Notwendigkeit der theoretischen Psychologie anerkennen und letztlich ihrerseits an dem entsprechenden Diskurs teilhaben.

Wenn wir als erstes Ziel vorschlagen, dass empirische Forschung auf andere Weise betrieben wird, weil sie die theoretische Psychologie berücksichtigt, ist zugleich behauptet, dass sie unter diesen Umständen besser gelingt. Auf den Punkt gebracht ist unsere These also, dass gute psychologische Forschung auf den Diskurs der theoretischen Psychologie angewiesen ist. Hieraus ergibt sich das zweite Ziel auf organische Weise. Der erforderliche theoretische Diskurs darf nicht in der Verantwortung einzelner Gralshüter liegen, die Empirikern die Bedeutung ihrer Einsichten erklärten und an die diese Empiriker die Einsicht in die theoretischen Zusammenhänge delegieren könnten. Nur dann, wenn der Diskurs für die forschenden Psychologinnen und Psychologen anschlussfähig ist, schöpft er sein Potenzial aus, das darin besteht, der wichtigste Stützbalken für das Gebäude zu sein, dessen Zimmer die Teildisziplinen der Psychologie sind.

Daraus folgt zweierlei. Einerseits darf die theoretische Psychologie keinen Spezialdiskurs führen, der bereits aufgrund seiner ungewöhnlichen Struktur die Teilhabe der Experimentalforschung verhinderte. Es gilt eine Sprache und eine Diskursform zu finden, die anschlussfähig und pluralistisch ist. Andererseits muss sich das Selbstverständnis der forschenden Psychologinnen und Psychologen erweitern, insofern als sie die Verantwortung für die Interpretation übernehmen und die Bedeutung ihrer Methodenwahl, ihrer Hypothesen oder ihrer Ergebnisse nicht aus präsupponierten Theorietraditionen ableiten, sondern jeweils problematisieren. Kurzum: Wir plädieren für eine Veränderung der Geisteshaltung, mit der in der Psychologie geforscht wird, eine Haltung der Offenheit gegenüber Neuausrichtungen. Diese Veränderung werden wir in den folgenden beiden Abschnitten anhand der beiden Kernziele unseres Vorschlags als Synthese aus philosophischem und psychologischem Teil dieses Buches vorstellen.

Pluralismus als Prinzip der theoretischen Psychologie

Wissenschaft lässt sich als existenzielle Situation verstehen, in der der Mensch durch sein Wissen am Sein teilhaft zu werden versucht. Dieses Verhältnis zwischen Mensch und Sein ist nicht eindimensional. Es entspricht der Fülle und Tiefe der Wirklichkeit selbst, lässt sich grundsätzlich aber auf zwei Weisen bestimmen: Entweder repräsentiert das Wissen des Menschen die Ereignisse, die in seiner Anschauung gegeben sind, die er also beobachtet hat, oder sein Wissen erkennt die Zusammenhänge zwischen den Begriffen, über die sein Verstand verfügt. Während jenes grundsätzliche Wissenschaftsverständnis (schematisch) als *empiristisch* verstanden werden kann, ist dieses *rationalistisch.* Jenes handelt von der Rezeptivität des Menschen, seiner Disposition, von Änderungen im Seienden affiziert zu werden. Dieses, das rationalistische Wissenschaftsverständnis, handelt von der Spontaneität, also unserem Vermögen, Begriffe zu bilden, die in einem logischen Zusammenhang miteinander stehen und deren Verbindung zu Schlussfolgerungen führt.

Zur kopernikanischen Wende der Geistesgeschichte, die durch Kant vollzogen worden ist, gehört die fundamentale Einsicht, dass Rezeptivität auf Spontaneität angewiesen ist und umgekehrt: »Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind.« Die existenzielle Situation des Menschen, der Wissenschaft betreibt, kann weder bloße Beobachtung der Naturereignisse noch anschauungsfreie logische Kontemplation allein sein. Anders gesagt: Alle Empirie ist auf Theorie verwiesen wie auch diese auf jene[1], denn beide sind lediglich Momente der einheitlichen Erfahrung. Ein nach-kantisches Wissenschaftsverständnis sollte von dieser Einsicht geprägt sein. Nichtsdestoweniger bietet sich für die Bestimmung der wechselseitigen Bezugnahme von Rezeptivität und Spontaneität ein Spielraum für Schwerpunkte, sodass eher rationalistische und eher empiristische Formen der Wissenschaft entstehen.

Logischerweise lässt sich auch psychologische Forschung als existenzielle Situation betrachten. Die Schlüsselfrage ist nun, wel-

1 In Absehung von der Grenzfrage nach apriorischer synthetischer Erkenntnis.

che Bedeutung der Empirie in ihr zukommt. Ein zum Empirismus neigendes Wissenschaftsverständnis, wie es etwa durch den Pragmatismus begünstigt wird, versteht die psychologische Empirie als Hauptaufgabe der Disziplin. Der Blick in das wilde Treiben der Welt offenbart mancherlei unerwartete Verhaltensweisen, die es zu verstehen gilt. Die Begriffe der Psychologie dienen unter diesen Voraussetzungen dazu, das Beobachtete möglichst präzise abzubilden. Überflüssige Begriffe stören und verwirren nur, reduzieren also die Güte der Abbildung von Naturereignissen. So wird Sparsamkeit zum Prinzip.

Dieses Verständnis des wissenschaftlichen Prozesses ist allerdings nicht alternativlos. Mit einem rationalistischen Schwerpunkt dient die Empirie der Theorie. Die experimentellen Ergebnisse sind aus dieser Perspektive betrachtet nicht das Ziel der theoretischen Argumentation, insofern als Theorien Mechanismen vorschlagen, die die Entstehung des beobachteten Phänomens zu erklären versuchen. Vielmehr ist für Wissenschaft mit rationalistischer Grundhaltung das Untersuchungsergebnis jeweils Argument für den logisch strukturierten Erkenntnisprozess. Am Beispiel gesprochen: Die Beobachtung, dass sich Versuchspersonen im Angesicht von Autorität gehorsamer verhalten (Milgram), ist entweder ein Ereignis, für dessen Erklärung es eines theoretischen Modells der zugrundeliegenden Prozesse sozialer Kognition bedarf (empiristische Haltung), oder ein Ereignis, dass sich überhaupt nur in dieser Form beobachten lässt, weil die Begriffe von Autorität und Gehorsam allererst verfügbar gewesen sind, und nun zur Überprüfung eines theoretisch gewonnenen Modells als Argument angeführt werden kann (rationalistische Haltung). Welche dieser beiden Schwerpunktsetzungen angemessen ist, ergibt sich nicht aus der kantianischen Philosophie – und sie finden sich beide in der wissenschaftlichen Praxis.

Bereits in dieser allgemeinsten Betrachtung lässt sich der wissenschaftliche Prozess als Vexierbild beschreiben. Jeder empirische Befund erscheint entweder als Tatsache, also als Faktum, dem sich die Theorien fügen müssen, oder als Beobachtung (im ursprünglichen Sinne des θεωρέειν, griechisch für Schau, Beobachtung), die erst dank eines theoretischen Gerüstes möglich geworden ist. Eine endgültige Begünstigung einer der beiden Perspektiven ist nicht

möglich und beide Perspektiven haben eine virtuell unendliche Ausdehnung: Jedes Begriffssystem, jedes nomologische Netzwerk, kann ebenso unerschöpflich spezifiziert werden, wie jede Beobachtung unabgeschlossen bleiben muss. In Variation des prägnanten Satzes von Immanuel Kant ließe sich von der Unendlichkeit des »bestirnten Himmels über mir« als Sinnbild der positiv endlosen Empirie und von der Unendlichkeit des »theoretischen Gesetzes in mir« als Ausdruck des geistigen Potenzials für Theoriebildung sprechen – auch wenn die Verortungen »außerhalb« und »innerhalb« missverständlich sind, insofern als freilich auch die Selbstbeobachtung empirisch und die Geltung von Theorien mehr als subjektiv sind.

Die methodologische Ausgangslage der psychologischen Forschung ist der unlösbare Widerspruch zwischen der Hinwendung zu den Daten, Tatsachen, Fakten einerseits und zu den Modellen, Konstrukten, Theorien andererseits. Welches Maß das richtige ist, wird zur Schlüsselfrage. Sie hat keine Ausnahmen, stellt sich also in allen Fällen psychologischer Untersuchung. Theoretische Psychologie zu betreiben heißt, diese Frage für konkrete Forschungssituationen zu stellen. Eine Behauptung dieser Art mag so wirken, als handele es sich um nicht mehr als eine Aufforderung zu einer gewissenhaften Propädeutik: Bevor Psychologinnen zur Tat schreiten, müssen sie eine Wahl für das Maß an Theorie und Empirie treffen. Das wäre allerdings abstrakt gedacht. Vielmehr gilt erstens, dass diese Entscheidung oftmals schon getroffen ist und aus historischen Umständen nicht anders getroffen werden kann, zweitens, dass die verfügbaren vorherigen Beiträge zu einem psychologischen Thema ein jeweils anderes Maß realisiert haben, und drittens, dass auch bei gleichem Maß an Theorie- bzw. Empirieorientierung die Kommensurabilität der Forschung nicht garantiert ist. Die Schlüsselfrage nach Theorie und Empirie ist folglich erst der Anfang der theoretischen Psychologie.

Konkret ist die Verfassung der psychologischen Forschung, dass sich aus der Offenheit gegenüber Theorie und Empirie unterschiedliche Positionen ergeben, die zueinander im Verhältnis der Kontroverse stehen. Die Beispiele für Kontroversen dieser Art sind zahlreich: Assoziations- vs. Gestaltpsychologie, Behaviorismus vs. Kognitivismus oder Individual- vs. Völkerpsychologie. Sie kön-

nen einander in der psychologiehistorischen Retrospektive holzschnittartig gegenübergestellt werden (Fahrenberg, 2015; Galliker, 2016), doch in der lebendigen Forschung der Gegenwart liegen die Fronten oftmals im Verborgenen. Ihre Dynamik kann bisweilen die dialektische Form der Aufhebung von These und Antithese in einer Synthese nehmen, die das wissenschaftliche Bewusstsein ohne Kenntnis der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler prägt und bahnt.

Die Verborgenheit[2] dieser Marionettenfäden des Zeitgeistes wird an einer der wichtigsten Kontroversen der Gegenwartsforschung deutlich. Es handelt sich um den Konflikt zwischen Kognitivismus und Konnektionismus (Medler, 1998). Während jener Kognition als zentralisierte, serielle und symbolisch ablaufende Prozesse auffasst, ist sie für diesen dezentralisiert, parallel und organisch-emergent, d. h. sub-symbolisch.[3] Für jene Position ist die Idee der Informationsverarbeitung prägend und es ergibt sich aus ihr das nützliche Erklärungsmodell des Arbeitsgedächtnisses. Der Konnektionismus ist demgegenüber besser mit neuropsychologischen Befunden über kortikal verteilte Aktivitätsmuster vereinbar. Ferner steht im Hintergrund der kognitivistischen Auffassung die Kybernetik der 1940er und 1950er Jahre, wie etwa die Annahme, dass Synapsenaktivität ein »Alles-oder-nichts«-Prozess sei (McCulloch u. Pitts, 1943). Der Konnektionismus ist hingegen biologistisch und ermöglichte bereits in den späten 1950er Jahren die Idee der neuronalen Netzwerke (Selfridge).

Wenn ein psychologisches Forschungsvorhaben beispielsweise die Simulation von Prozessen des Arbeitsgedächtnisses mit neuronalen Netzwerken oder subkortikale Informationsverarbeitung zu untersuchen versucht, bestehen weitreichende immanente Theoriekonflikte. Dies bedeutet nicht, dass die entsprechenden Forschungsergebnisse unbrauchbar oder apodiktisch falsch sein müssen, denn der Wert der empirischen Einsichten ist nicht tri-

2 Auch im Sinne von Holzkamp (1973a).

3 Theorieparadigmen haben wie Daten unterschiedliche Abstraktionsebenen. So wie der Kognitivismus symbolisch und der Konnektionismus subsymbolisch argumentieren, finden sich einfache und komplexe Daten, die einer jeweils unterschiedlichen Interpretation bedürfen.

vialerweise von der Geltung der Theorien abhängig, zu deren Überprüfung sie erfasst worden sind, doch ihre Bedeutung wird erst ersichtlich, wenn diese impliziten Zusammenhänge offengelegt werden. Die Arbeit der theoretischen Psychologie besteht folglich darin, zu explizieren, welche konzeptuellen Vorannahmen und Implikationen in empirischen Projekten gegeben sind, um ihre eigentliche Bedeutung zum Vorschein zu bringen. Dadurch wird die Integration in einen ganzheitlichen disziplinären Kontext und daher eine anspruchsvolle Diskussion ermöglicht. Am konkreten Beispiel gesprochen sind die Orte dieser Auseinandersetzung – in der als Standard etablierten Form psychologischer Zeitschriftenartikel – der Einleitungs- und der Diskussionsteil: Anstelle von vornehmlich domänenspezifischer oder methodischer Kontextualisierung und Kritik empirischer Erhebungen würde die theoretische Psychologie an dieser Stelle den Zusammenhang mit den Grundlagenproblemen der Disziplin thematisieren.

Für eine Kontroverse, deren Grundwiderspruch die Natur kognitiver Prozesse betrifft, wie diejenige zwischen Kognitivismus und Konnektionismus, ist es weitgehend möglich, den erforderlichen Diskurs der theoretischen Psychologie zu rekonstruieren. Allein, es handelt sich um einen Konflikt, der hinsichtlich seiner theoretischen Beschaffenheit eher auf der Oberfläche allgemeiner ontologischer Behauptungen verläuft. Andere Kontroversen betreffen demgegenüber die epistemologische Tiefenstruktur der Psychologie. Ein Beispiel ist die Kontroverse zwischen Assoziations- und Gestaltpsychologie, in deren Mittelpunkt die sogenannte »Konstanzannahme« steht (Gurwitsch, 1975), also die Überlegung, dass jeder Veränderung der Wahrnehmung eine Veränderung im Stimulusmaterial entsprechen muss. Angesicht der »Gestaltqualitäten« steht die Geltung der Konstanzannahme infrage und mit ihr die Strukturlogik der Erfahrung selbst. Diese Kontroverse weist in die Tiefenstruktur der Psychologie als Wissenschaft, insofern als die Möglichkeit von »Gestalten« die Ebene der Mereologie, also der Lehre von Teilen und Ganzen, betrifft. Bei der besagten Kontroverse handelt es sich im Gegensatz zur zuvor besprochenen Opposition zwischen Kognitivismus und Konnektionismus nicht nur um unterschiedliche Auffassungen von der Funktionsweise der Kognition, sondern um Positionen, die widersprüchliche Erkenntnissys-

teme voraussetzen. Die Konsequenzen dieser latenten Kontroversen nachzuzeichnen ist noch schwieriger als im Fall des vorherigen Beispiels. So wird der Anspruch des Diskurses in der theoretischen Psychologie ersichtlich.

Es ist eine elementare Einsicht aller Wissenschaft, dass auch die Forschung, die derartige Kontroversen nicht explizit thematisiert, sich implizit in ihrem Feld bewegt. Wer heutzutage neuropsychologische Zusammenhänge untersucht, steht oftmals eher in der Tradition der Assoziations- als der Gestaltpsychologie. Ob die Konstanzannahme gerechtfertigt werden kann oder nicht, wird im Großteil der Neuropsychologie allerdings nicht thematisiert, obwohl die zugrundeliegende epistemologische Frage nicht abschließend geklärt worden ist. Nichtsdestoweniger ist die Theoriekontroverse im Tiefengewebe, im weltanschaulichen Kit der Forschung stets aktuell. Solange sie jedoch nicht expliziert wird, werden Theoriepräferenzen nicht auf Grundlage von Einsichten und Argumenten entwickelt, sondern durch externe Einflüsse wie soziale Tendenzen (wenn eine Position nicht widerlegt wird, sondern ausstirbt) oder die Übereinstimmung mit gesellschaftlichen Tendenzen (in einer Industriegesellschaft kommen mechanistischen Erklärungen wie diejenigen der Assoziationspsychologie eine höhere Augenscheinvalidität zu).

Aus dieser elementaren Einsicht folgt die Verantwortung von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern für ihre Präsuppositionen, also ihre impliziten Vorannahmen. Sie aufzudecken ist allerdings eine beschwerliche Aufgabe, denn einerseits liegen diese Voraussetzungen zumeist im Bereich der eigenen Unkenntnis, im toten Winkel der jeweiligen Theoriebildung. Andererseits ermangelt es einer kritischen Methodologie, die eigenen impliziten Standpunkte in Erfahrung zu bringen. Das erste Problem ist eine Frage der wissenschaftlichen Sozialisation. Sie wird im nächsten Abschnitt angesprochen. Das zweite Probleme einer kritischen Methodologie ist nun das Desiderat einer theoretischen Psychologie, die Psychologinnen und Psychologen zur Verfügung steht, um die Reichweite ihrer Vorannahmen abzuschätzen.

Ein naheliegender Zweifel am Desiderat des hier vorgeschlagenen Diskurses betrifft seine Nützlichkeit. Es ließe sich sagen, dass das Räsonieren über die eigene theoretische Kompromittierung die tatsächliche empirische Forschung nur behindern würde. Fer-

ner ist auch der Einwand denkbar, dass die Phänomenbereiche der modernen psychologischen Forschung von praktischer Relevanz und daher von vorwissenschaftlicher Bedeutung seien, woraus folgt, dass an dieser Stelle die Bedeutung der Theorie für die psychologische Forschung überschätzt wird.

Der erste Einwand lässt sich mit einem Blick in die Wissenschaftsgeschichte entkräftigen. Phasen der Psychologiegeschichte, in denen theoretische Kontroversen explizit ausgetragen werden konnten, weil die Psychologinnen und Psychologen dieser Zeit, etwa dank der damaligen Nähe zur Philosophie, über die Fertigkeit der entsprechenden Reflexionen verfügten, zeigen eine bemerkenswerte Fruchtbarkeit. Idealtypisch zu nennen ist die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, in der diverse Theoriealternativen in Austausch miteinander treten konnten. Giorgi nennt allein fünf holistische Forschungsansätze: Sterns personalistische Psychologie, die Ganzheitspsychologie Krügers, die phänomenologische Experimentalpsychologie von Katz, die Gestaltpsychologie sowie die Verstehenspsychologie Sprangers (Giorgi, 2009, S. 23). Neben diese holistischen Ansätze traten partikularistische wie der frühe Behaviourismus oder die Assoziationspsychologie, sodass sich von einem authentischen Pluralismus sprechen lässt. Aus dieser Phase der Psychologiegeschichte ist ein Reichtum an Forschungsrichtungen entstanden, von denen zahlreiche, wie Denkpsychologie oder Sprachpsychologie, aufgrund der Verengung des theoretischen Diskurses heutzutage nicht mehr anschlussfähig scheinen.

Phasen der Engführung des Diskurses zeichnen sich also bereits augenscheinlich durch Verlust an Potenzial der wissenschaftlichen Kreativität sowie Stagnation aus. Schwerwiegender sind allerdings zwei weitere Konsequenzen. Erstens ermangelt es der Psychologie in Phasen des theoretischen Monismus an alternativen Paradigmen. Diese Aussage scheint zu trivial oder sogar redundant zu sein, doch ihre Bedeutung liegt darin, dass im Sinne von Lakatos' (1982) die Voraussetzungen für den Erkenntnisfortschritt nicht mehr gegeben sind. Ein Paradigma im Sinne Kuhns, in dem eine Häufung von Anomalien aufgetreten ist, sodass der Betrieb der »Normalwissenschaft« nicht mehr erfolgen kann, wird nicht notwendigerweise durch ein neues Paradigma verdrängt. In Ermangelung eines alternativen Ansatzes kann die Forschung im unzureichenden vor-

herigen Paradigma vielmehr fortgesetzt werden, ohne dabei neue Einsichten hervorzubringen: »›Falsifikation‹ im Sinne des naiven Falsifikationismus (bewährte Gegenevidenz) ist keine hinreichende Bedingung für die Beseitigung einer spezifischen Theorie: trotz Hunderter von bekannten Anomalien gilt eine Theorie immer noch nicht als falsifiziert (d. h. als beseitigt), solange wir an ihrer Stelle keine bessere besitzen« (Lakatos, 1982, S. 35 f.). Es tritt also wegen des mangelnden Pluralismus Stagnation ein. Hier wird die zweite Konsequenz ersichtlich: Ein schwacher Diskurs der theoretischen Psychologie in Zeiten eines Paradigmenmonismus führt zur Krisenanfälligkeit. Ein naheliegendes Beispiel ist die sogenannte Replikationskrise. Dabei zeigt sich nicht nur, dass die positivistische Forschungsart unvorbereitet für den theoretischen Diskurs ist, sondern auch, dass sie in Ermangelung konzeptueller Kontroversen nur schwerlich Ausrichtungsmöglichkeiten generieren kann. Anders gesagt: Ohne theoretische Psychologie und gelebte Kontroverse verfügen Wissenschaften über kein starkes Immunsystem gegen Kontroversen und sind daher vom *status quo* abhängig.

Der zweite Einwand ist pragmatischer Natur. Er gründet sich darauf, dass Psychologie ein Anwendungspotenzial hat. Allzu schnell lässt sich dieser Einwand durch den Verweis darauf entkräftigen, dass Psychologie auch grundlagenwissenschaftlich arbeite. Dieses Gegenargument ist zu schwach, denn in vielen Fällen ist die Grundlagenwissenschaft durch praktische Motive inspiriert oder sogar geleitet. Das wird insbesondere dann deutlich, wenn Grundlagenwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler auf ihre Motivation reflektieren bzw. diese wissenschaftssoziologisch und -psychologisch untersucht wird. Wichtiger ist das grundsätzlichere Argument, dass psychologische Forschung, deren Erkenntnisinteresse mit der Frage nach dem praktischen Nutzen verbunden ist, in einem weltanschaulichen Sinne zu einer bürgerlichen Wissenschaft wird. Das hat zwei Bedeutungen. Zunächst kann scheinbar unnütze Forschung aus dem Blick einer anderen Moral oder Gesellschaft von größtem Nutzen sein. Wissenschaft, die jenseits von praktischen Motiven forscht, birgt also ein revolutionäres Potenzial. Dieses Argument transzendiert den utilitaristischen Hintergrund der Nutzenfrage jedoch nicht – im Gegensatz zum folgenden Punkt.

Wissenschaftliche Rationalität muss auf den Wert der Wahrhaftigkeit, also das Streben nach dem Erkenntniswert gründen. Es verlangt zur wissenschaftlichen Arbeit mehr als der technokratischen Hoffnung auf einen utopischen Zustand eines besseren Morgen. Die wissenschaftliche Haltung muss durch kritische Disziplin einen Referenzpunkt für tagesaktuelle Bestrebungen etablieren. Ihre Neugier ist Wissbegier und nicht Weltverbesserung, auch wenn diese aus jener folgen mag. Daraus ergibt sich, dass Psychologinnen und Psychologen, die ihr Erkenntnisinteresse aus der Alltagsrelevanz ihres Untersuchungsgegenstandes gewinnen, nicht dazu in der Lage sind, die Rationalität des Diskurses zu stabilisieren. Nur dann, wenn psychologische Forschung prinzipiell unnütz sein kann, weil sie gegenüber dem Nutzenmotiv gleichgültig ist, handelt es sich um unabhängige Wissenschaft. Dies ist der Grund dafür, dass sich die Theoriebildung der Psychologie nicht auf das Richtmaß des Alltags verlassen darf. Erforderlich ist stattdessen ein Paradigmenpluralismus, der sowohl durch den Diskurs der theoretischen Psychologie auf Dialog und Kontroverse hin ausgerichtet ist als auch den Willen der einzelnen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, in diesem Diskurs Position zu beziehen.

Gelehrtentum und Streitkultur

Die Quintessenz des vorherigen Abschnitts ist es, dass psychologischen Theorien implizit ein nomologischer Pluralismus zugrunde liegt, der allerdings nur zu Erkenntnisgewinn führen kann, wenn seine Explikation durch die theoretische Psychologie erfolgt. Solange die theoretische Psychologie die Kontroversen im Hintergrund der psychologischen Forschung nicht expliziert, droht die Vorherrschaft *de facto* eines paradigmatischen Monismus. Die Explikation kann demgegenüber die empirische Forschung in verschiedener Hinsicht ausrichten – etwa methodologisch, aber auch interpretativ. Der kontroverse Diskurs zwischen konzeptuell explizierten Paradigmen und Positionen lässt sich allerdings nicht konstruieren. Um Pluralismus als Prinzip zu verwirklichen, muss er stattdessen in lebendiger Kontroverse manifestiert werden. Erfor-

derlich sind also Formen der theoriegenetischen Kreativität und Autonomie sowie eine wissenschaftliche Streitkultur. Diese beiden Bedingungen für einen Richtungspluralismus konvergieren in dem Erfordernis von persönlicher Verantwortung für den jeweiligen Standpunkt von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern.

Von theoriegenetischer Kreativität und Autonomie zu sprechen, bedeutet einen Bezug auf die Wissenschaftlerpersönlichkeit. Psychologinnen und Psychologen sind Akteure im sozialen System der Wissenschaft und die Verfassung der Disziplin hängt wesentlich von den Einstellungen und Handlungen von Einzelpersonen ab. Dieser Umstand wird durch die strikte Orientierung an Methoden oder die Verwaltung des Wissenschaftsbetriebes durch »Wissenschaftsmanagement« nicht aufgehoben. Die Freiheit der Wissenschaften ist nicht nur eine negative Freiheit, also eine Freiheit von institutioneller Abhängigkeit gegenüber einer Direktive oder ökonomischer Abhängigkeit von Nutzen, sondern auch positive Freiheit, nämlich Freiheit zur Gestaltung unabhängiger Forschungsrichtungen, der Wissenschaft als sozialem Raum und entscheidender Weise die Gestaltung der höheren Erwachsenenbildung.

Der Geistesgeschichte ermangelt es nicht an belehrenden Urteilen über die Haltung der Wissenschaften. Immer wieder hat die Selbstreflexion der Akademie dazu geführt, dass Missstände angeklagt oder Verhaltensnormen vorgeschlagen wurden. Von dieserart moralischen Urteilen soll hier Abstand genommen werden. Es geht uns nicht um den Anspruch auf eine wissenschaftsmoralische Geltung, sondern um ein wissenschaftsethisches Argument[4], also um eine Reflexion auf die Möglichkeiten des wissenschaftlichen Handelns: In diesem Sinne lässt sich mit Strasser von der modernen Wissenschaft als »Gemeinschaft der Spezialisten« (Strasser, 1964, S. 171) sprechen:

> »Der Gelehrte kann in vielen Fällen nichts anderes sein als ein Spezialist, der gründliche Erfahrung in einer bestimmten Art von Untersuchungssituationen erworben hat. Es ist dabei unvermeid-

4 Moralität soll hier im Sinne Schelers (1921) als praktische Ausrichtung des Verhaltens durch Werturteile oder Normen verstanden werden, während Ethik die Untersuchung der Bedingungen und Formen von Moral ist.

> lich, daß sein wissenschaftlicher Horizont enger wird. Das ›Universum seines Diskurses‹ umfaßt eine stets wachsende Zahl spezialistischer Begriffe, die aber auf einen beständig schrumpfenden Sektor der Gesamterfahrung Bezug haben. Der Gelehrte wird, wenn dieser Prozeß fortschreitet, zu einem ›wissenschaftlichen Barbaren‹« (S. 174).

Diese drastische Beurteilung der Tendenz der Spezialisierung hin zur »Barbarei« ist eine Polemik, deren Wert darin besteht, auf den Widerspruch zwischen der Beschränkung auf eine Expertise und die emanzipatorische Erschließung von Gestaltungsspielräumen hinzuweisen. Spezialisierung vermeidet indirekt die Übernahme von Verantwortung für den Grundlagendiskurs. Gleichsam lassen sich als Spezialistinnen und Spezialisten einerseits und Gelehrte im weiteren Sinne andererseits zwei Forschungsmentalitäten unterscheiden. Wohlgemerkt können sich auch Gelehrte spezialisieren, doch das Spezialistentum unterscheidet sich vom Gelehrtentum dadurch, dass es die Bedingungen der eigenen Forschung unterstellt, statt sie zu problematisieren. Spezialistentum legt die Autonomie zugunsten der Expertise, also auf eine Domäne fokussierte Fachkenntnis, ab, beschränkt dadurch aber das eigene Potenzial zur Grundlagenkontroverse.

Die Tendenz zur Spezialisierung ist ein Zeichen reifer Wissenschaften, die Präzisierung der Verfahrenstechniken durch Arbeitsteilung verlangen. In der Psychologie äußert sich diese Entwicklung beispielsweise in der Etablierung eines anspruchsvollen Methodenarsenals. So lässt sich verstehen, dass das Spezialistentum gewissermaßen erforderlich ist, um bereits im höchsten Maß elaborierte Untersuchungen voranzutreiben. Allerdings ist es die Reife der Disziplin selbst, die für die theoretische Psychologie infrage steht. Anders gesagt: Die Spezialisierung scheint lediglich dann ein Erfordernis der Lage zu sein, weil der Psychologie der Blick auf Alternativen verstellt ist. Nur wenn es Spezialisten gelingt, ihre Berufung zum Gelehrtentum nicht zu vernachlässigen, können sie ihre Autonomie bewahren und wissenschaftliche Freiheit nutzen, um eine kritische Distanz zum Stand der eigenen Forschung zu gewinnen. Ansonsten droht Spezialisierung durch die Engführung des konzeptuellen Horizontes sich selbst zu erzwingen.

Wie Gelehrte im Einzelnen handeln oder denken sollten, ist eine Frage, die zu beantworten ein entscheidender Fehler wäre. Zwar lässt sich sagen, dass es die Beschränkung auf Spezialistentum zu vermeiden gilt – was Gelehrte also, um ihre Autonomie zu erhalten, nicht tun dürfen –, doch die Freiheit der geistigen Persönlichkeitsentwicklung im gesamtwissenschaftlichen Bildungsprozess ist nur als jeweils eigene möglich: Vorschriften oder Bahnungen von Wissenschaftlerkarrieren unterminieren die Freiheit der Wissenschaft. Das heißt, jede Psychologin und jede Psychologe ist dazu berufen, die Verantwortung für die Fragwürdigkeit des eigenen Standpunktes zu übernehmen. Der Kreativität als schöpferische Einstellung der wissenschaftlichen Selbstbestimmungen dürfen – abgesehen von der Idee des Gelehrtentums – keine Bahnen vorgeschrieben werden. Es bleibt ein Minimalkriterium für eine wissenschaftliche Geisteshaltung, das Gelehrtentum, das sich folgendermaßen skizzieren lässt: Den eigenen Standpunkt als Problematik zu erkennen und darauf zu reagieren ist letztlich die einzige Möglichkeit für einen kritischen Diskurs. Das bedeutet, dass die historische oder systematische Ausgangslage jeder einzelnen Wissenschaftsbiografie Herausforderungen birgt, denen sich zu stellen Freiheit realisiert.

Konkret gesprochen müssen Psychologinnen und Psychologen mit der wissenschaftlichen Mentalität des Gelehrtentums die unhinterfragten Annahmen ihrer eigenen Forschung konfrontieren, also etwa die Präsumtionen des Positivismus, des Reduktionismus oder des Operationalismus. Aus dieser Konfrontation ergibt sich einerseits die Möglichkeit der Gestaltung durch Kreativität, die in letzter Instanz aber dazu führt, sich einen *Standpunkt* zu eigen zu machen. Damit ist nicht gemeint, dass sich Forscher spezifische Auffassungen zu eigen machen sollen. Wie bereits betont, würde es der Idee der Freiheit widersprechen, wenn wir an dieser Stelle dazu aufriefen, ein bestimmtes psychologisches Paradigma zu akzeptieren. Dafür ist in methodologischen und epistemologischen Überlegungen nicht der angemessene Ort. Wenn wir für eine wissenschaftliche Behauptung eintreten, so nicht auf der argumentativen Meta-, sondern der Objektebene, nämlich im inhaltlichen psychologischen Diskurs.

Am Beispiel gesprochen: Das bisher Gesagte bedeutet nicht, dass Psychologinnen und Psychologen, die zuvor auf implizite

Weise reduktionistisch geforscht haben, wie Saulus zum Paulus konvertieren müssen, also explizite Antireduktionisten werden sollen. Den Antireduktionismus zu dogmatisieren, führt zur selben Ausgangslage eines Mangels an kontroversem Diskurs wie die entgegengesetzte Position. Entscheidend ist, einen Standpunkt im Problembewusstsein zu beziehen, sich also auf die Kontroverse einzulassen, statt trivialerweise von der evidenten Geltung der eigenen Position auszugehen. Der Antireduktionismus ist nur in Bezug auf einen wehrhaften Reduktionismus, der den wissenschaftlichen Streit zum Wohle der theoretischen Grundlegung der Psychologie sucht, von Wert. Allgemein gesprochen heißt dies, dass Gelehrtentum als Haltung der theoriegenetischen Kreativität und Autonomie in Bezug auf die wissenschaftliche Gemeinschaft zu entwickeln ist. Während Spezialistinnen und Spezialisten durch Vereinzelung ihrer Expertise zu demarkieren versuchen, integrieren sich Gelehrte in Kontroversen, pflegen also eine Streitkultur.

Mit Streitkultur ist etwas anderes gemeint als zänkischer Trotz. Wissenschaftlicher Streit unterscheidet sich im Kern von sozialer Zwietracht. Es ist vielmehr eine antagonistische – oder besser: agonale – Form der disziplinären Solidarität gemeint. Damit soll gesagt sein, dass sich die einzelne Wissenschaftlerin oder der einzelne Wissenschaftler im Diskurs für einen Standpunkt entscheidet und damit das Risiko eingeht, dass dieser Standpunkt irrig ist. Dieses Risiko bewusst einzugehen, liegt in der Verantwortung der Wissenschaft, denn nur auf dem Wege der Überwindung mangelhafter Behauptungen kann Erkenntnis gewonnen werden. Der Streit zwischen Gelehrten erfolgt also im Bewusstsein des gemeinsamen Strebens nach Einsicht. Einen wissenschaftlichen Standpunkt zu beziehen, bedeutet streitkulturell gedacht, andere Denkansätze herauszufordern und den eigenen zur Herausforderung freizugeben. Demnach ist das Wissen, das einen Standpunkt auszeichnet, etwas anderes als bloße Sachkenntnis. Es handelt sich um kritische Argumente, die jeweils dazu dienen, den eigenen Standpunkt in einer weiteren Hinsicht zu bewähren. Streitkultur zeichnet sich daher dadurch aus, dass die wissenschaftliche Theoriebildung nicht die Immunisierung, sondern die Problematisierung von Standpunkten erstrebt. Im Herzen der wissenschaftlichen Streitkultur muss somit die Fragwürdigkeit der vertretenen Positionen stehen – Streitkultur

ist eine Kultur des Fragens, denn Kontroversen entstehen im Ausgang von Streitfragen.

Das Fragen als Herzstück der wissenschaftlichen Streitkultur und damit der theoretischen Psychologie ist allerdings keine Belanglosigkeit. Kontroversen entstehen nicht zu beliebigen Untersuchungsthemen. Vielmehr ist das Wesen des Fragens ein altehrwürdiges Thema der Philosophie, dessen Schwierigkeit sich in Platons sogenanntem Menon-Paradoxon offenbart:

> »Menon: Und auf welche Weise willst du denn dasjenige suchen, Sokrates, wovon du überhaupt gar nicht weißt, was es ist? Denn als welches Besondere von allem, was du nicht weißt, willst du es dir denn vorlegen und so suchen? Oder wenn du es auch noch so gut träfest, wie willst du denn erkennen, daß es dieses ist, was du nicht wußtest?
>
> Sokrates: Ich verstehe, was du sagen willst, Menon! Siehst du, was für einen streitsüchtigen Satz du uns herbringst? Daß nämlich ein Mensch unmöglich suchen kann, weder was er weiß, noch was er nicht weiß. Nämlich weder was er weiß, kann er suchen, denn er weiß es ja, und es bedarf dafür keines Suchens weiter; noch was er nicht weiß, denn er weiß ja dann auch nicht, was er suchen soll« (Platon, Menon, 81d–e).

Das Menon-Paradoxon besteht darin, dass alles Suchen voraussetzt, dass wir wissen, wonach wir suchen. Für das Fragen gilt entsprechend, dass die Antworten als Antworten wiedererkannt werden müssen. Wenn das Gesuchte oder die Antwort allerdings schon vertraut sind, scheinen Fragen und Suchen ihren Sinn zu verlieren. Tatsächlich verschiebt sich aber durch das Paradoxon der Schwerpunkt in der Bestimmung des Fragens. Weil das Fragen allein nicht ohne Vorahnung der Antwort gedacht werden kann, gilt es vielmehr zu bestimmen, woher ebendiese Vorahnungen stammen. Es handelt sich bei ihnen um das Fragwürdige im wörtlichen Sinne: dasjenige, das der Frage würdig ist.

Unter Berücksichtigung des Menon-Paradoxons können wir mit Rombach zwei Formen des Fragens unterscheiden. Die erste zielt auf den Erwerb von Kenntnis ab: »Sie wird dann vollzogen, wenn ich ›nach etwas sehe‹, mir selbst ›Gewißheit hole‹. Dabei

kommt aber immer nur das in den Blick, wes ich schon weiß und schon immer gesehen habe. Es ist in seinem eigensten Wortsinne ein ›Nachschauen‹, das sich nur noch über das schon verstandene und ausgelegte Seiende ›vergewissern‹ kann. Eine solche Frage entdeckt nichts, sie kann eine Sache nur aufdecken in dem, was von ihr schon bekannt ist« (Rombach, 1988, S. 38). Über Kenntnisfragen dieser Art wird kein wissenschaftlicher Streit entbrennen. Es sind Fragen, die die Expertise der Spezialisten vergrößern. Für Kontroversen verlangt es demgegenüber eine Enttäuschung der Kenntnis:

> »Die Enttäuschung, die am geläufigen Sichauskennen erfahren wird, ist die notwendige Vorbedingung für die entdeckende Wendung auf Seiendes. Erst auf Grund der Enttäuschung kann die eigentliche Frage entstehen. Sie hat demnach ein positives Moment an sich: sie gibt Aufschluß über den faktischen Stand des Wissens; d. h. in ihr modifiziert sich das bloße Kennen zum Wissen, obwohl sie keine neuen sachlichen Gehalte zur Kenntnis gibt. Glaubte der Knabe anfänglich, etwas zu wissen, so weiß er nun, daß er nicht weiß. In der Enttäuschung wird zwar kein Wissen über das Phänomen selbst gewonnen, aber doch ein ›Wissen über das Wissen‹ und somit die Voraussetzung für ein entdeckendes Fragen« (Rombach, 1988, S. 43).

Die zweite Form des Fragens gewinnt die Fragwürdigkeit eines Phänomens[5], statt es nur zu untersuchen. Um in der Psychologie etwas Fragwürdiges und Streitbares zu finden, müssen Enttäuschungen gesucht werden, d. h., Standpunkte auf die Probe gestellt werden. Wer sich zur Wahrung seiner wissenschaftlichen Autonomie in der Selbstbestimmung seines Standpunktes auf eine Überzeugung eingelassen hat, der muss sie im nächsten Schritt mit der Gefahr der Enttäuschung konfrontieren. Dieser Versuch ist aber nur dann gewissenhaft, wenn das Befragen der eigenen Auffassungen nicht aus einem bereitwilligen Skeptizismus oder Relativismus erfolgt – auf diese Weise würde es sich auch nicht um einen Streit handeln. Eine »Enttäuschung« ist keine Befreiung von Dogmatismus, son-

5 Unter dieser Voraussetzung werden Ambiguitätstoleranz und der Umgang mit Unsicherheit zur Tugend der Wissenschaft.

dern ein Orientierungsverlust, der die Neuausrichtung erforderlich macht. Anstelle des wissenschaftlichen Strebens nach Erkenntnis kann keine prinzipielle Absage an paradigmatische Positionen treten. Das agonale Moment der wissenschaftlichen Streitkultur liegt im Charakter des Wettstreites, dessen Niederlage als Schicksalsschlag für eine Wissenschaftsbiografie empfunden wird, wenngleich er notwendig sein mag.

Wissenschaftliche Streitkultur erschließt einen Mittelweg zwischen Relativismus und Dogmatismus. Dieser Mittelweg beginnt mit der Solidarität unter den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, die konkurrierende Positionen anerkennen, weil sie einsehen, dass es zur Überwindung der eigenen blinden Flecken einer Triangulation bedarf. Der Weg führt allerdings nicht zu einer widerstandslosen Koexistenz, sondern zum beherzten Dialog, in dem der eigene Denkansatz zugleich problematisiert und verteidigt wird. Streitkultur ist die Manifestation von Pluralismus, insofern als sie den Nietzscheanischen Begriff der Feindesliebe bestätigt: »Euren Feind sollt ihr suchen, euren Krieg sollt ihr führen und für eure Gedanken! Und wenn euer Gedanke unterliegt, so soll eure Redlichkeit darüber noch Triumph rufen« (Nietzsche, 1999, S. 58) – »Ihr müßt stolz auf euern Feind sein: dann sind die Erfolge eures Feindes auch eure Erfolge« (S. 59). Wissenschaft wird unter diesen Voraussetzungen zum Abenteuer – nicht aber im Sinne eines Spektakels, sondern im Sinne der Mutprobe, weil es in der Streitkultur jederzeit erforderlich ist, die eigenen Überzeugungen zu überprüfen.

Dieses Plädoyer für Widerstand und Angreifbarkeit zum Wohle der Erkenntnis eröffnet der Psychologie den Horizont für die Möglichkeit der Neuausrichtung. Zwar ist uns hier nicht an der Befürwortung einzelner Standpunkte gelegen – auch wenn wir sie an anderer Stelle zu vertreten bereit sind –, aber auch ohne dieses Bekenntnis zeigt die wissenschaftskulturelle Idee des Gelehrtentums konkrete Gestaltungsspielräume auf. Exemplarisch lassen sich die Beziehung der Psychologie zur Geschichte der Disziplin sowie die Bedeutung der Interdisziplinarität nennen.

In der zeitgenössischen psychologischen Forschung herrscht eine notorische Sehnsucht nach Aktualität vor. Oftmals werden Publikationen, die jenseits einer unerbittlich voranschreitenden

Schwelle liegen, dem Generalverdacht der Irrelevanz unterworfen. Der Gedanke scheint dabei zu sein, dass nur die jüngsten Veröffentlichungen Kenntnis von den neuesten Einsichten besitzen können, sodass jeweils vorherige Ergebnisse Gefahr laufen, das zu behandelnde Phänomen misszuverstehen. Empiristisch betrachtet scheint diesem Argument Plausibilität zuzukommen, insofern als psychologische Forschung tatsächlich vorrangig dem Zweck dient, einen Naturvorgang zu analysieren, sodass Aktualität jeweils ausschließlich von Vorteil sein kann: Der spätere Blick auf den fraglichen Sachverhalt ist stets präziser als der vorherige.

Die Bedeutung dieses Umstandes verändert sich, wenn die oben thematisierte Kontroverse zwischen Empirismus und Rationalismus durch die theoretische Psychologie zu Bewusstsein gebracht wird: Dass psychologische Forschung im Sinne einer Naturwissenschaft lediglich der möglichst genauen und sparsamen Erklärung von Ereignissen dient, wobei Theorien allein dieser Erklärung dienen, ist angesichts der Relevanz rationalistischen Denkens zumindest fragwürdig. Das bedeutet, dass es für die theoretische Psychologie nicht mehr selbstverständlich und somit kontrovers ist, dass der spätere Blick tatsächlich stets den epistemischen Vorrang hat. Daraus ergeben sich Konsequenzen für die logische Ausgangslage auf drei Ebenen. Erstens kann von der Linearität des Erkenntnisgewinns nicht mehr ausgegangen werden. Im Gegensatz zur Akkumulation empirischer Evidenzen können sich die theoretischen Konzeptionen eines psychologischen Phänomens verschlechtern.[6] Folglich verliert die Aktualität ihre Valenz. Zweitens wirkt dieser Sachverhalt auf die Empirie zurück. Insofern als die Methodenwahl und die Phänomendeskription mit der theoretischen Auffassung des spezifischen Themas, aber auch dem Kontext des allgemeinen nomologischen Netzwerks zusammenhängen, ist es denkbar, dass eine aktuelle empirische Untersuchung dem psychologischen Phänomen schlechter entspricht als eine vorherige. Es ist denkbar, dass

6 Beispiele sind die Verdrängung inhaltlicher durch mathematische Theoriebildung sowie Formalismen, die die Theoriegeschichte außer Acht lassen – etwa faktorenanalytisch gewonnene Situationsbegriffe wie das DIAMONDS-Modell (Rauthmann et al., 2014), die ohne Berücksichtigung der komplexen Argumente aus der Umwelt- oder Handlungspsychologie verfahren.

vorherige Beschreibungen trotz eines Mangels an später gewonnenen Informationen sachgerechter gewesen sind. Drittens kann die psychologische Forschung diesen beiden Umständen, also der theoretischen und empirischen Fragwürdigkeit aktueller Untersuchungen, nur entsprechen, wenn sachgerechte Kriterien für einen Vergleich gefunden werden. Gewissermaßen lässt sich sagen, dass die Orientierung an Aktualität ein Platzhalter für den methodologisch fundierten Vergleich ist. Er ist in inhaltlicher und nicht nur formeller Form jedoch nur innerhalb einer entwickelten theoretischen Psychologie möglich.

Der Vergleich zwischen Forschungsbeiträgen, die unterschiedlichen Phasen des Forschungsprozesses entstammen, ist ein methodologisch anspruchsvolles Unterfangen. Es wäre naiv, vormalige Untersuchungen unter den gleichen Voraussetzungen zu interpretieren, die in der Gegenwart gelten. Es ergibt sich also das Erfordernis einer hermeneutischen Horizontverschmelzung (im Sinne von Gadamer, 1960). Für diese ist allerdings die Bezugnahme auf die Disziplingeschichte vonnöten. Kurzum: Ein sachgerechter psychologischer Diskurs, der sich nicht auf das Kriterium der Aktualität verlässt, ist auf die Entwicklung der theoretischen Psychologie angewiesen. Der Sinn dieser Bemühungen ist, dass sämtliche Überlegungen zu einem psychologischen Thema potenzielle Standpunkte für einen wissenschaftlichen Streit sind. In dem Sinne, in dem Luhmann von der Beziehung zwischen Sach-, Sozial- und Zeitdimension von sozialen Systemen wie der Wissenschaft spricht (Luhmann, 1984), können Beiträge aus unterschiedlichen Phasen der Psychologiegeschichte in theoretischer Hinsicht synchron und daher dialogfähig sein.[7] Beispielsweise sind die Überlegungen der Würzburger Denkpsychologie für die zeitgenössische Problemlösungsforschung von Bedeutung.

Um diese Beziehungen herzustellen, bedarf es einer Veränderung der Mentalität in der psychologischen Forschung hin zu einer Suche nach Kontroversen. Die Orientierung an der jüngsten Literatur hat zur Verengung des Diskurshorizontes beigetragen. Philosophisch gesprochen sind die wegen mangelnder Aktualität nicht

7 Ein entsprechendes Verständnis der Wissenschaftsgeschichte ist problemgeschichtlich (Pongratz, 1967).

berücksichtigten Denkweisen jedoch im objektiven Geist nichtsdestoweniger gültige Positionen, die für eine Kontroverse zur Verfügung stünden. Wenn sie mit dem Vorwand der Aktualität ausgeblendet werden, wird Einhelligkeit der Forschungsgemeinschaft suggeriert, wo sie nicht herrscht, oder werden sogar theoretische Ansätze und deren Fehler wiederholt, weil der Diskurs nicht auf eine historische Kontextualisierung ausgelegt ist. So zeigt sich, dass eine geschichtsbewusste Forschung allem Anschein zum Trotz dem wissenschaftlichen Fortschritt dienlicher ist als eine geschichtsvergessene. Um dieses kritische Geschichtsbewusstsein zu etablieren, genügt allerdings die bloße Sachkenntnis der Wissenschaftshistorie nicht. Die Voraussetzung dafür, dass die Psychologiegeschichte nicht zur Historiografie, sondern zu einem konstruktiven theoretischen Beitrag gereicht, ist die systematische Entwicklung der theoretischen Psychologie.

Auch die Idee der Interdisziplinarität erhält durch die Integration in die theoretische Psychologie eine erweiterte Funktion. Aus der Kenntnis der Psychologiegeschichte ergibt sich, dass ihre Teildisziplinen wesentlich mit anderen Wissenschaften verbunden sind. So steht die Sozialpsychologie mit der Soziologie, Rechtswissenschaft oder Nationalökonomie in Beziehung, die pädagogische Psychologie mit der Pädagogik oder die klinische Psychologie mit der Psychiatrie. Mit diesem historischen Kontext korrespondiert die Problematik der Einheit der Psychologie (Fahrenberg, 2015): Der Sonderstellung der Psychologie unter den Wissenschaften entspricht, dass die Kernmerkmale der Disziplin umstritten sind und es mithin zweifelhaft ist, was einzelne Subdisziplinen miteinander verbindet.

Weil die Psychologie in ihrer disziplinären Identität unterbestimmt ist, bedeutet das Verhältnis zu angrenzenden Disziplinen mehr als eine Quelle für Inspirationen oder eine Übertragung von Erkenntnissen. Weil die Geltung von inferenzstatistischen Methoden eine Frage der Mathematik ist, die Funktionsweise von Apparaten im Experimentallabor die Physik oder Ingenieurwissenschaften betrifft und digitalisierte Versuchsdesigns nicht ohne Informatik vollständig verstanden werden können, gehört Interdisziplinarität konstitutiv zur Psychologie. Das Beispiel der Biologie verdeutlicht zugleich, dass Interdisziplinarität die Verfas-

sung der Psychologie als Wissenschaft auf die Probe stellt. Wenn Jäncke und Petermann die Frage »Wie viel Biologie braucht die Psychologie?« (Jäncke u. Petermann, 2010) stellen, zeigt sich, dass durch die disziplinimmanente Unterbestimmung der Psychologie die Gefahr der Redundanz mit anderen Wissenschaften entsteht. Auf diese Gefahr angemessen zu reagieren, heißt allerdings nicht, sie schlichtweg abzuwehren. Im Gegenteil bietet sie einen konstruktiven Bezugspunkt für den Diskurs der theoretischen Psychologie.

Am Beispiel der Interdisziplinarität wird deutlich, dass die Verfügbarkeit der theoretischen Psychologie die Voraussetzungen für die Experimentalforschung ändert. Statt Entscheidungen über den Versuchsaufbau in einem rein instrumentellen Sinne zu verstehen, wird durch die Erweiterung der psychologischen Methodologie um eine interdisziplinäre Facette die Gestaltung des Forschungsprozesses zu einer inhaltlichen Auseinandersetzung. Das betrifft beispielsweise die Funktion bildgebender Verfahren. Gemeinhin werden sie entweder als Messmethode zur Datengewinnung und -visualisierung oder als physiologische Apparaturen, deren Aufbau nicht selbst zum Gegenstand der Psychologie wird, aufgefasst. Theoretische Psychologie schlägt eine Brücke, indem eine Beziehung zur Erkenntnislehre oder Anthropologie der Psychologie hergestellt wird. Auf diese Weise werden biologische oder physiologische Sachverhalte für den psychologischen Diskurs anschlussfähig.

Die Voraussetzungen für den interdisziplinären Brückenschlag sind dieselben, die in diesem Teil als Mittel für die Ausrichtung der Psychologie vorgeschlagen wurden: die autonome und kreative Geisteshaltung des Gelehrtentums und eine verantwortungsvolle Streitkultur. Wenn Messmethoden nicht nur als Datenquellen, sondern als denk- und fragwürdige Situationen, in denen sich psychische Phänomene zeigen, verstanden werden, ist es möglich, ihren Sinn und Zweck zu diskutieren, statt sie kritiklos als Erweiterung des Datenschatzes hinzunehmen. Das gilt auch für die Spielräume, die durch »Big Data« erschlossen werden, denn Daten sind kein Selbstzweck. Es bedarf eines Diskurses, um über ihre Bedeutung grundsätzlich zu verhandeln – die theoretische Psychologie.

Verantwortung gegenüber der Psychologie als Wissenschaft

Die Frage nach Konsequenzen liegt im Anschluss an theoretische Argumentation denjenigen, die auf die Praxis bedacht sind, oftmals nahe. Bedarf es neuer Lehrstühle für theoretische Psychologie oder Umstrukturierungen von Studiencurricula? Zwar sind diese Veränderungen weder unerwünscht noch sachfremd, doch sie kommen der Auslagerung der Verantwortung auf Strukturen und Institutionen gleich. Die Lehren, die vom Katheder gesprochen werden, sind nur so wertvoll, wie sie lebendig sind. Der theoretischen Psychologie eine größere Rolle in der universitären Lehre einzugestehen, kann deswegen ein Zugewinn für die Psychologie als Wissenschaft, aber auch ein vergebenes Potenzial sein. Den Unterschied macht die Bedeutung, die Argumente und Denkweisen der theoretischen Psychologie im Gesamt der Disziplin haben. Wenn in allen weiteren Veranstaltungen neben dieser Lehre nicht theoretisch argumentiert wird, wenn Wissenschaftstheorie, Erkenntnislehre oder Anthropologie für allgemeine und differenzielle, aber auch anwendungsbezogene Psychologie ohne Belang sind, wird die theoretische Psychologie eine Enklave in fremdem Territorium bleiben.

Das Potenzial, das in diesem Band aufgezeigt worden ist, kann nur eingeholt werden, wenn Psychologinnen und Psychologen die Relevanz der theoretischen Psychologie für ihre eigene Arbeit erkennen – also dann, wenn sie Verantwortung für die Geltung und Genese der von ihnen vertretenen Denkformen, Menschenbilder oder Weltanschauungen übernehmen. Dafür gibt es keine Delegation oder Auslagerung. Die Verantwortung für die Ausrichtung des eigenen Denkens muss jede kritische Wissenschaftlerin und jeder kritische Wissenschaftler selbst übernehmen.

Der Diskurs der theoretischen Psychologie kann, wie bereits betont worden ist, nicht konstruiert werden. Er muss aus den Erfordernissen der jeweiligen Lage der Disziplin erwachsen. Deswegen bedarf es der Initiative der psychologischen Forschung, den wissenschaftlichen Streit zu suchen, die eigenen Standpunkte zu identifizieren und sich mit Gegenpositionen auseinanderzusetzen, sodass in der Kontroverse Fortschritt entstehen kann. Einen einheitlichen Ansatzpunkt kann es dafür nicht geben, doch es ist

gewiss, dass Argwohn gegenüber Routinen, Selbstverständlichkeiten und unhinterfragten Voraussetzungen, seien sie methodischer oder theoretischer Natur, ein Schutz vor unreflektiertem Dogmatismus ist.

Weil Empirismus und Rationalismus in der Wissenschaft in den Dialog treten, wächst die Fertigkeit, Begriffsbestimmungen vornehmen zu können, gemeinsam mit derjenigen, genaue Phänomenbeschreibungen zu formulieren. Eine elaborierte mathematische Modellbildung kann nicht mehr Wahrheit enthalten als die Messungen, die ihr zugrunde liegen. Deswegen kann keine Technik die Pflege des nomologischen Netzwerkes ersetzen. Diese Pflege und Sorge um die grundsätzliche Struktur des psychologischen Denkens und Sprechens müssen auf der äußersten Strenge der Rationalität gründen. Nur dann, wenn die wissenschaftlichen Argumente, die vorgetragen werden, stets mit rigoroser Gewissenhaftigkeit formuliert und kritisiert werden, ist Verlass auf Theorietraditionen. Zu ihrer Beurteilung bedarf es des Wissens um die Alternativen, also der kreativen Spielräume für Kontroversen.

Verantwortung auf dem Schiff, das Psychologie heißt, zu übernehmen, heißt, sich ein Herz zu fassen, indem ein Kurs nach bestem Wissen und Gewissen vorgeschlagen wird, auch wenn man dafür in die Kritik anderer geraten kann – und es sogar sollte. Um mit unseren Kritikern in einen sachgerechten Diskurs über die Richtung des Schiffes geraten zu können, stehen uns die Karten der theoretischen Psychologie zur Verfügung. Unseren Standpunkt zu verteidigen, aber auch bessere Argumente einzusehen, ist eine Pflicht gegenüber der solidarisch verbundenen Besatzung, dem Schiff sowie der Flotte aller Wissenschaften. Gewissheit über die Gewässer neuer Erkenntnisse kann es nicht geben – gewiss ist nur, dass die Wasser, in denen wir zuletzt fuhren, schon ausreichend bekannt sind.

Literatur

Adorno, T. W., Frenkel-Brunswik, E., Levinson, D. J., Sanford, R. N. (1950). The authoritarian personality. New York: Harper & Row.

Ajzen, I. (1991). The theory of planned behavior. Organizational Behavior and Human Decision Processes, 50 (2), 179–211. https://doi.org/10.1016/0749-5978(91)90020-T (13.09.2021).

Anderson, J. R. (1983). The architecture of cognition. Cambridge, MA: Harvard University Press.

Anderson, J. R., Bothell, D., Byrne, M. D., Douglass, S., Lebiere, C., Qin, Y. (2004). An integrated theory of the mind. Psychological Review, 111 (4), 1036–1060. https://doi.org/10.1037/0033-295X.111.4.1036 (13.09.2021).

Bartlett, F. C. (1932). Remembering: A study in experimental and social psychology. Cambridge University Press.

Baumeister, R. F., Vohs, K. D., Funder, D. C. (2007). Psychology as the science of self-reports and finger movements: Whatever happened to actual behavior? Perspectives on Psychological Science, 2 (4), 396–403. https://doi.org/10.1111/j.1745-6916.2007.00051.x (13.09.2021).

Beck, H. P., Levinson, S., Irons, G. (2009). Finding little Albert: A journey to John B. Watson's infant laboratory. American Psychologist, 64 (7), 605–614. https://doi.org/10.1037/a0017234 (13.09.2021).

Beller, S., Bender, A. (2017). Theory, the final frontier? A corpus-based analysis of the role of theory in psychological articles. Frontiers in Psychology, 8 (951), 1–16. https://doi.org/10.3389/fpsyg.2017.00951.

Bem, D. J. (2011). Feeling the future: Experimental evidence for anomalous retroactive influences on cognition and affect. Journal of Personality and Social Psychology, 100 (3), 407–425. https://doi.org/10.1037/a0021524 (13.09.2021).

Bergson, H. (1908). L'évolution créatrice. Paris: Félix Alcan.

Bergson, H. (2013). Schöpferische Evolution. Hamburg: Meiner.

Bischof, N. (2014). Psychologie. Ein Grundkurs für Anspruchsvolle (3. Aufl.). Stuttgart: Kohlhammer.

Bollnow, O. F. (1937). Zur Frage nach der Objektivität der Geisteswissenschaften. Zeitschrift für die Gesamte Staatswissenschaft, 97 (2), 335–363.

Bollnow, O. F. (1978). Über die Tugenden des Erziehers. In H. Asperger, F. Haider (Hrsg.), Kinderprobleme – Problemkinder. Tagungsbericht der 27. Werk-

tagung 1978. Bd. 33 (S. 5–13). Salzburg: Selbstverlag der internationalen pädagogischen Werktagung.
Bormann, C., Kuhlen, R., Oeing-Hanhoff, L., Foppa, K. (2017). Denken. In J. Ritter, K. Gründer, G. Gabriel (Hrsg.), Historisches Wörterbuch der Philosophie online. Basel: Schwabe Verlag.
Brandtstädter, J. (1984). Apriorische Elemente in psychologischen Forschungsprogrammen: Weiterführende Argumente und Beispiele. Zeitschrift für Sozialpsychologie, 15 (2), 151–158.
Bredenkamp, J. (1972). Der Signifikanztest in der psychologischen Forschung. Frankfurt a. M.: Akademische Verlagsgesellschaft.
Breidbach, O. (1986). Die Naturkonzeption Schellings in seiner frühen Naturphilosophie. Philosophia naturalis, 23 (1), 82–95.
Breyer, T. (2011). Attentionalität und Intentionalität. Grundzüge einer phänomenologisch-kognitionswissenschaftlichen Theorie der Aufmerksamkeit. Paderborn: Fink.
Brundage, M., Avin, S., Clark, J., Toner, H., Eckersley, P., Garfinkel, B., Dafoe, A., Scharre, P., Zeitzoff, T., Filar, B., Anderson, H., Roff, H., Allen, G. C., Steinhardt, J., Flynn, C., Ó hÉigeartaigh, S., Beard, S., Belfield, H., Farquhar, S., Lyle, C., Crootof, R., Evans, O., Page, M., Bryson, J., Yampolskiy, R., Amodei, D. (2018). The malicious use of artificial intelligence: Forecasting, prevention, and mitigation. arXiv, 1802.07228v1 (13.09.2021).
Brunswik, E. (1952). The conceptual framework of psychology. Chicago: University of Chicago Press.
Bühler, K. (1926). Die Krise in der Psychologie. Kant-Studien, 31 (1–3), 455–526. https://doi.org/10.1515/kant.1926.31.1-3.455
Bunge, M., Ardila, R. (1987). Philosophy of psychology. New York u. a.: Springer.
Buxton, C. E. (1985). Points of view in the modern history of psychology. Academic Press.
Carbon, C.-C. (2015). Wahrnehmungspsychologie. In A. Schütz, M. Brand, H. Selg, S. Lautenbacher (Hrsg.), Psychologie. Eine Einführung in ihre Grundlagen und Anwendungsfelder (5. Aufl.; S. 73–85). Stuttgart: Kohlhammer.
Cattell, R. B. (1940). A culture-free intelligence test I. Journal of Educational Psychology, 31 (3), 155–173. https://doi.org/10.1007/978-94-011-6129-9_10 (13.09.2021).
Cohen, J. (1962). The statistical power of abnormal-social psychology research: A review. Journal of Abnormal and Social Psychology, 65 (3), 145–153. https://doi.org/10.1037/h0045186 (13.09.2021).
Cohen, J., Cohen, P., West, S. G., Aiken, L. S. (2003). Applied multiple regression/correlation analysis for the behavioral sciences (3rd ed). Mahwah, NJ/London: Lawrence Erlbaum Associates.
Cumming, G. (2012). Understanding the new statistics: Effect sizes, confidence intervals, and meta-analysis. New York/London: Routledge.
Cumming, G. (2014). The new statistics: Why and how. Psychological Science, 25 (1), 7–29. https://doi.org/10.1177/0956797613504966 (13.09.2021).
Deary, I. J., Sternberg, R. J. (2021). Ian Deary and Robert Sternberg answer five self-inflicted questions about human intelligence. Intelligence, 86. https://doi.org/10.1016/j.intell.2021.101539 (13.09.2021).

Dörner, D. (1986). Diagnostik der operativen Intelligenz. Diagnostica, 32 (4), 290–308.
Dörner, D. (1989a). Die kleinen grünen Schildkröten und die Methoden der experimentellen Psychologie. Sprache & Kognition, 8 (2), 86–97.
Dörner, D. (1989b). Die Logik des Mißlingens. Strategisches Denken in komplexen Situationen. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt.
Dörner, D. (1999). Bauplan für eine Seele. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt.
Dörner, D., Funke, J. (2017). Complex problem solving: What it is and what it is not. Frontiers in Psychology, 8 (1153), 1–11. https://doi.org/10.3389/fpsyg.2017.01153 (13.09.2021).
Doyen, S., Klein, O., Pichon, C.-L., Cleeremans, A. (2012). Behavioral priming: It's all in the mind, but whose mind? PLoS ONE, 7 (1), e29081. https://doi.org/10.1371/journal.pone.0029081 (13.09.2021).
Dux, G. (2018). Die Logik in der Geschichte des Geistes. Der Prozess der Säkularisierung. Gesammelte Schriften. Band 8. Wiesbaden: Springer.
Eberlein, G., Pieper, R. (Hrsg.) (1976). Psychologie, Wissenschaft ohne Gegenstand? Frankfurt a. M.: Campus.
Erdfelder, E. (1986). Über Allgemeine Psychologie. Psychologisches Institut der Universität Bonn.
Erdfelder, E., Funke, J. (Hrsg.) (2004). Allgemeine Psychologie und deduktivistische Methodologie. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
Fahrenberg, J. (2007). Menschenbilder. Psychologische, biologische, interkulturelle und religiöse Ansichten. Freiburg: Universität Freiburg. DOI: https://doi.org/10.6094/UNIFR/12410 (13.09.2021).
Fahrenberg, J. (2015). Theoretische Psychologie – Eine Systematik der Kontroversen. Lengerich: Pabst Science Publishers.
Felber, C. (2018). Die Gemeinwohl-Ökonomie. Wien: Deuticke im Paul Zsolnay Verlag.
Festinger, L. (1964). Conflict, decision, and dissonance. Stanford University Press.
Fiedler, K. (2004). Tools, toys, truisms, and theories: Some thoughts on the creative cycle of theory formation. Personality and Social Psychology Review, 8, 123–131. https://doi.org/10.1207/s15327957pspr0802_5 (13.09.2021).
Fiedler, K. (2017). What constitutes strong psychological science? The (neglected) role of diagnosticity and a priori theorizing. Perspectives on Psychological Science, 12 (1), 46–61. https://doi.org/10.1177/1745691616654458 (13.09.2021).
Fink, E. (1957). Operative Begriffe in Husserls Phänomenologie. Zeitschrift für Philosophische Forschung, 3, 321–337.
Firnhaber, D. (2021). Intelligente Strategien: Richtiges Erkennen und gute Auswahl in einer komplexen Welt. In R. M. Holm-Hadulla, J. Funke, M. Wink (Hrsg.), Intelligenz: Theoretische Grundlagen und praktische Anwendungen (Heidelberger Jahrbücher Online Band 6; S. 413–432). Heidelberg: Heidelberg University Publishing.
Fischer, J. (2009). Philosophische Anthropologie. Eine Denkrichtung des 20. Jahrhunderts. Freiburg: Karl Alber.

Fishbein, M., Ajzen, I. (2010). Predicting and changing behavior: The reasoned action approach. New York: Psychology Press.
Foucault, M. (1981). Archäologie des Wissens. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Foucault, M. (2003). Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Frances, A. (2013). Normal: Gegen die Inflation psychiatrischer Diagnosen. Köln: Dumont.
Frensch, P. A., Funke, J. (1995). Definitions, traditions, and a general framework for understanding complex problem solving. In P. A. Frensch, J. Funke (Eds.), Complex problem solving: The European perspective (pp. 3–25). Hillsdale, NJ: Lawrence Erlbaum Associates.
Fuchs, T. (2020). The circularity of the embodied mind. Frontiers in Psychology, 11, 1707. https://www.frontiersin.org/articles/10.3389/fpsyg.2020.01707/full (13.09.2021).
Fuchs, T. (2021). Menschliche und künstliche Intelligenz – ein kritischer Vergleich. In R. M. Holm-Hadulla, J. Funke, M. Wink (Hrsg.), Intelligenz: Theoretische Grundlagen und praktische Anwendungen. Heidelberg: Heidelberg University Publishing.
Funke, J. (2003). Problemlösendes Denken. Stuttgart: Kohlhammer. https://doi.org/10.1024/1016-264X.15.4.313 (13.09.2021).
Funke, J., Hussy, W. (1979). Informationsverarbeitende Strukturen und Prozesse: Ein Forschungsdesign. Trierer Psychologische Berichte, 6 (7).
Funke, J., Fischer, A., Holt, D. V. (2018). Competencies for complexity: Problem solving in the twenty-first century. In E. Care, P. Griffin, M. Wilson (Eds.), Assessment and teaching of 21st century skills. Research and applications (pp. 41–53). Cham: Springer International Publishing. https://doi.org/10.1007/978-3-319-65368-6_3 (13.09.2021).
Gabriel, G. (2012). Geltung und Genese als Grundlagenproblem. Erwägen Wissen Ethik, 23 (4), 475–486.
Gabriel, M. (2013). Warum es die Welt nicht gibt. Berlin: Ullstein.
Gadamer, H.-G. (1960). Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. Tübingen: Mohr (Siebeck).
Gadenne, V. (2004). Philosophie der Psychologie. Bern u. a.: Huber.
Galliker, M. (2016). Ist die Psychologie eine Wissenschaft? Ihre Krisen und Kontroversen von den Anfängen bis zur Gegenwart. Springer Fachmedien. https://doi.org/10.1007/978-3-658-09927-5
Galliker, M. (2018). Menschenbild und Lebensform. Eine psychologiegeschichtliche Betrachtung. Psychosozial-Verlag.
Gámez, E., Díaz, J. M., Marrero, H. (2011). The uncertain universality of the Macbeth effect with a Spanish sample. Spanish Journal of Psychology, 14 (1), 156–162. https://doi.org/10.5209/rev_SJOP.2011.v14.n1.13 (13.09.2021).
George, A. Velleman, D. J. (2018). Zur Philosophie der Mathematik: Logizismus, Intuitionismus, Finitismus, Gödel'sche Unvollständigkeitssätze. Wiesbaden: Springer Spektrum.

Gergen, K. J. (1973). Social psychology as history. Journal of Personality and Social Psychology, 26 (2), 309–320.
Gigerenzer, G., Brighton, H. (2009). Homo heuristicus: Why biased minds make better inferences. Topics in Cognitive Science, 1 (1), 107–143. https://doi.org/10.1111/j.1756-8765.2008.01006.x (13.09.2021).
Gigerenzer, G., Goldstein, D. G. (1996). Mind as computer: Birth of a metaphor. Creativity Research Journal, 9 (2–3), 131–144. https://doi.org/10.1080/10400419.1996.9651168 (13.09.2021).
Gigerenzer, G., Selten, R. (Eds.) (2001). Bounded rationality: The adaptive toolbox. Cambridge, MA/London: MIT Press.
Gigerenzer, G., Todd, P. M., The ABC Research Group (1999). Simple heuristics that make us smart. New York: Oxford University Press.
Giorgi, A. (2009). The descriptive phenomenological method in psychology. Duquesne University Press.
Graumann, C. F. (1960). Grundlagen einer Phänomenologie und Psychologie der Perspektivität. Berlin: De Gruyter.
Graumann, C. F. (1985). Phänomenologische Analytik und experimentelle Methodik in der Psychologie – das Problem der Vermittlung. In K.-H. Braun, K. Holzkamp (Hrsg.), Subjektivität als Problem psychologischer Methodik. 3. Internationaler Kongreß Kritische Psychologie Marburg 1984 (S. 38–58). Frankfurt a. M.: Campus.
Graumann, C. F., Métraux, A. (1977). Die Phänomenologische Orientierung in der Psychologie. In K. A. Schneewind (Hrsg.), Wissenschaftstheoretische Grundlagen der Psychologie (S. 27–54). München: Reinhardt.
Graumann, C. F. (1982). Theorie und Geschichte. Psychologisches Institut der Universität Heidelberg.
Greenwald, A. G. (2012). There is nothing so theoretical as a good method. Perspectives on Psychological Science, 7 (2), 99–108. https://doi.org/10.1177/1745691611434210 (13.09.2021).
Greve, W. (2001). Traps and gaps in action explanation. Theoretical problems of a psychology of human action. Psychological Review, 108 (2), 435–451. https://doi.org/10.1037/0033-295X.108.2.435 (13.09.2021).Gurwitsch, A. (1974). Phenomenology and theory of science. Evanston: Northwestern University Press.
Gurwitsch, A. (1975). Das Bewußtseinsfeld. Berlin/New York: De Gruyter.
Guski-Leinwand, S. (2013). Die Abwendung vom Humanitätsgedanken in der Psychologie und die Folgen für »Wissenschaftlichen Antisemitismus«, »Ganzheit« und Totalitarismus [Habilitationsschrift]. Friedrich-Schiller-Universität Jena.
Habermas, J. (1968). Erkenntnis und Interesse. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Habermas, J. (2019). Auch eine Geschichte der Philosophie. Band 1: Die okzidentale Konstellation von Glauben und Wissen. Band 2: Vernünftige Freiheit. Spuren des Diskurses über Glauben und Wissen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Hagger, M. S., Chatzisarantis, N. L. D., Alberts, H., Anggono, C. O., Batailler, C., Birt, A. R., Brand, R., Brandt, M. J., Brewer, G., Bruyneel, S., Calvillo, D. P., Campbell, W. K., Cannon, P. R., Carlucci, M., Carruth, N. P., Cheung, T., Crowell, A., De Ridder, D. T., D., Dewitte, S., Elson, M., Evans, J. R., Fay, B. A.,

Fennis, B. M., Finley, A., Francis, Z., Heise, E., Hoemann, H., Inzlicht, M., Koole, S. L., Koppel, L., Kroese, F., Lange, F., Lau, K., Lynch, B. P., Martijn, C., Merckelbach, H., Mills, N. V., Michirev, A., Miyake, A., Mosser, A. E., Muise, M., Muller, D., Muzi, M., Nalis, D., Nurwanti, R., Otgaar, H., Philipp, M. C., Primoceri, P., Rentzsch, K., Ringos, L., Schlinkert, C., Schmeichel, B. J., Schoch, S. F., Schrama, M., Schütz, A., Stamos, A., Tinghög, G., Ullrich, J., vanDellen, M., Wimbarti, S., Wolff, W., Yusainy, C., Zerhouni, O., Zwienenberg, M. (2016). A multilab preregistered replication of the ego-depletion effect. Perspectives on Psychological Science, 11 (4), 546–573. https://doi.org/10.1177/1745691616652873 (13.09.2021).

Head, M. L., Holman, L., Lanfear, R., Kahn, A. T., Jennions, M. D. (2015). The extent and consequences of p-hacking in science. PLOS Biology, 13 (3), e1002106. https://doi.org/10.1371/journal.pbio.1002106 (13.09.2021).

Heidegger, M. (2003). Zur Auslegung von Nietzsches 2. unzeitgemäßer Betrachtung. Gesamtausgabe. Band 46. Frankfurt a. M.: Vittorio Klostermann.

Heider, F., Simmel, M. (1944). An experimental study of apparent behavior. American Journal of Psychology, 57, 243–259.

Herrmann, T. (1976). Braucht die Psychologie eine Gegenstandsbestimmung? In G. Eberlein, R. Pieper (Hrsg.), Psychologie – Wissenschaft ohne Gegenstand? (S. 37–44). Frankfurt a. M.: Campus.

Herrmann, T. (1982). Über begriffliche Schwächen kognitivistischer Kognitionstheorien: Begriffsinflation und Akteur-System-Kontamination. Sprache & Kognition, 1, 3–14.

Herzog, M. (1992). Phänomenologische Psychologie. Grundlagen und Entwicklungen. Heidelberg: Asanger.

Hofmann, W., Renner, J., Teich, K. (Hrsg.) (2014). Narrative Formen der Politik. Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-02744-5 (13.09.2021).

Holzkamp, K. (1970). Zum Problem der Relevanz psychologischer Forschung für die Praxis. Psychologische Rundschau, 21, 1–22.

Holzkamp, K. (1973a). Sinnliche Erkenntnis. Historischer Ursprung und gesellschaftliche Funktion der Wahrnehmung. Frankfurt a. M.: Athenäum-Fischer-Taschenbuch-Verlag.

Holzkamp, K. (1973b). Verborgene anthropologische Voraussetzungen in der allgemeinen Psychologie. In J. Bredenkamp, Psychologische Anthropologie. Hrsg. von H.-G. Gadamer u. P. Vogler (S. 237–282). Stuttgart: Thieme/München: dtv.

Hossenfelder, S. (2018). Lost in math: How beauty leads physics astray. New York: Basic Books.

Huber, O. (2013). Das psychologische Experiment: Eine Einführung (6., überarb. Aufl.). Bern: Huber.

Hussy, W. (1983). Komplexe menschliche Informationsverarbeitung: Das SPIV-Modell. Sprache & Kognition, 2, 47–62.

Ingber, S. (1984). The marketplace of ideas: a legitimizing myth. Duke Law Journal, 1, 1–91.

James, W. (1890). The principles of psychology. New York: Henry Holt and Company.

Jäncke, L., Petermann, F. (Hrsg.) (2010). Wie viel Biologie braucht die Psychologie [Themenheft]. Psychologische Rundschau, 61 (4).
Jaspers, K. (1919). Psychologie der Weltanschauungen. Berlin/Heidelberg: Springer.
Jaspers, K. (1946). Die Idee der Universität. Berlin/Heidelberg: Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-662-43161-0 (13.09.2021).
Jüttemann, G. (2007). Persönlichkeit und Selbstgestaltung. Der Mensch in der Autogenese. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
Jüttemann, G. (2008). Erwägen im Kontext der Autogenese. In G. Jüttemann (Hrsg.), Suchprozesse der Seele (S. 135–153). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
Jüttemann, G. (2017). Begriffliche und theoretische Grundlagen der Psychogeneseforschung. In G. Jüttemann (Hrsg.), Psychogenese. Das zentrale Erkenntnisobjekt einer integrativen Humanwissenschaft (S. 15–29). Lengerich: Pabst.
Kahneman, D., Klein, G. (2009). Conditions for intuitive expertise: A failure to disagree. American Psychologist, 64 (6), 515–526. https://doi.org/10.1037/a0016755.
Kelly, G. A. (1955). The psychology of personal constructs: Volume 1: Theory and personality. New York: W. W. Norton.
Kirchhoff, R. (1976). Warum auch die Psychologie einen bestimmten Gegenstand bracht. In G. Eberlein, R. Pieper (Hrsg.), Psychologie – Wissenschaft ohne Gegenstand? (S. 45–74). Frankfurt a. M.: Campus.
Köhler, W. (1947). Gestalt psychology: An introduction to new concepts in modern psychology. New York: Liveright.
Kolakowski, L. (1971). Die Philosophie des Positivismus. München: Piper.
Kotzur, K. (2018). Wenn Argumente scheitern. Laudatio. In K. Kotzur (Hrsg.), Wenn Argumente scheitern. Aufklärung in Zeiten des Populismus (S. 9–14). Münster: Mentis.
Krantz, D., Luce, R. Suppes, P., Tversky, A. (1971). Foundations of measurement. Vol. I. Additive and polynomial representations. San Diego u. a.: Academic Press.
Lakatos (1982). Philosophische Schriften. Die Methodologie der wissenschaftlichen Forschungsprogramme. Braunschweig/Wiesbaden: Vieweg.
Lévinas, E. (2002). Totalität und Unendlichkeit: Versuch über die Exteriorität (3. Aufl.). Freiburg i. Brsg./München: Alber.
Lewandowsky, S., Cook, J. (2020). Das Handbuch über Verschwörungsmythen (The conspiracy theory handbook). http://sks.to/conspiracy (13.09.2021).
Lewin, K. (1936). Principles of topological psychology. New York: McGraw-Hill.
Lord, F. M. (1953). On the statistical treatment of football numbers. American Psychologist, 8, 750–751.
Lorenz, U. (2003). Max Schelers phänomenologische Psychologie im Horizont der philosophischen Psychologie des 19. Jahrhunderts. In C. Bermes, W. Henckmann, H. Leonardy (Hrsg.), Vernunft und Gefühl. Schelers Phänomenologie des emotionalen Lebens (S. 167–184). Würzburg: Königshausen & Neumann.
Löwith, K. (1999). Von Hegel zu Nietzsche. Der revolutionäre Bruch im Denken des neunzehnten Jahrhunderts. Hamburg: Meiner.

Luce, D., Krantz, D., Suppes, P., Amos Tversky (1990). Foundations of measurement. Vol. III. Representation, axiomatization, and invariance. San Diego u. a.: Academic Press.
Lück, H. E. (2006). Die Heider-Simmel-Studie (1944) in neueren Replikationen. Gruppendynamik und Organisationsberatung, 37 (2), 185–196. https://doi.org/10.1007/s11612-006-0021-0.
Lück, H. E. (2009). Geschichte der Psychologie. Strömungen, Schulen, Entwicklungen (4. Aufl.). Stuttgart: Kohlhammer.
Lück, H. E. (2015). Geschichte der Psychologie. In A. Schütz, M. Brand, H. Selg, S. Lautenbacher (Hrsg.), Psychologie. Eine Einführung in ihre Grundlagen und Anwendungsfelder (5. Aufl.; S. 35–53). Stuttgart: Kohlhammer.
Luhmann, N. (1984). Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Lyons, J. (1970). The hidden dialogue in experimental research. Journal of Phenomenological Psychology, 1 (1), 19–29.
Mausfeld, R. (1993). Von Zahlzeichen zu Skalen. In T. Herrmann, W. Tack (Hrsg.), Methodische Grundlagen der Psychologie. Enzyklopädie der Psychologie (S. 558–603). Göttingen u. a.: Hogrefe.
Mausfeld, R. (2009). Psychologie, »weiße Folter« und die Verantwortlichkeit von Wissenschaftlern. Psychologische Rundschau, 60, 229–240.
Mausfeld, R. (2010). Psychologie, Biologie, kognitive Neurowissenschaften. Psychologische Rundschau, 61 (4), 180–190.
McCulloch, W. S., Pitts, W. (1943). A logical calculus of the ideas immanent in nervous activity. The Bulletin of Mathematical Biophysics, 5 (4), 115–133.
Medler, D. A. (1998). A brief history of connectionism. Neural Computing Surveys, 1, 18–72.
Meinecke, F. (1965). Die Entstehung des Historismus. München: R. Oldenbourg.
Mellers, B. A., Schwartz, A., Ho, K., Ritov, I. (1997). Decision affect theory: Emotional reactions to the outcomes of risky options. Psychological Science, 8, 423–439.
Métraux, A. (1985). Der Methodenstreit und die Amerikanisierung der Psychologie in der Bundesrepublik 1950–1970. In M. Ash, U. Geuter (Hrsg.), Geschichte der deutschen Psychologie im 20. Jahrhundert (S. 225–251). Opladen: Westdeutscher Verlag.
Mey, G., Mruck, K. (2020). Grounded-Theory-Methodologie. In G. Mey, K. Mruck (Hrsg.), Handbuch qualitative Forschung in der Psychologie, Bd. 2 (S. 513–535). Wiesbaden: Springer.
Milgram, S. (1963). Behavioral study of obedience. Journal of Abnormal and Social Psychology, 67, 371–378.
Mittelstaedt, P. (1975). Erfahrung und Erkenntnis a priori in der Physik. In R. Haller, J. Götschl (Hrsg.), Philosophie und Physik (S. 7–14). Braunschweig: Vieweg. https://doi.org/10.1007/978-3-322-86073-6_2 (13.09.2021).
Miyake, A., Friedman, N. P., Emerson, M. J., Witzki, A. H., Howeter, A., Wager, T. D. (2000). The unity and diversity of executive functions and their contributions to complex »frontal lobe« tasks: a latent variable analysis. Cognitive Psychology, 41 (1), 49–100.

Moane, G., Sonn, C. (2014). Postcolonial psychology. Encyclopedia of Critical Psychology. In T. Teo (Ed.), Encyclopedia of critical psychology (pp. 1444–1448). New York: Springer.
Moscovici, S. (1990). Versuch über die menschliche Geschichte der Natur. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Müller, J. (2017). Psychologie. In C. Horn, J. Müller, J. Söder (Hrsg.), Platon-Handbuch (S. 147–160). Stuttgart: J. B. Metzler.
Münster, D. (2012). Postkoloniale Ethnologie. Vom Objekt postkolonialer Kritik zur Ethnografie der neoliberalen Globalisierung. In J. Reuter, A. Karentzos (Hrsg.), Schlüsselwerke der Postcolonial Studies (S. 191–202). Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-531-93453-2_15 (13.09.2021).
Newell, A. (1990). Unified theories of cognition. Cambridge, MA/London: Harvard University Press.
Newell, A., Simon, H. A. (1972). Human problem solving. Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall.
Nietzsche, F. (1999). Also sprach Zarathustra. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden, Bd. 4. Berlin/New York: De Gruyter; München: dtv.
Nisbett, R. E. (2003). The geography of thought. How Asians and Westerners think differently … And why. New York: Free Press.
Nisbett, R. E., Norenzayan, A. (2002). Culture and cognition. In H. Pashler, D. Medin (Eds.), Steven's handbook of experimental psychology. Third edition. Vol. 2: Memory and cognitive processes (pp. 561–597). New York: John Wiley & Sons.
Nisbett, R. E., Peng, K., Choi, I., Norenzayan, A. (2001). Culture and systems of thought: Holistic versus analytic cognition. Psychological Review, 108, 291–310.
Nocun, K., Lamberty, P. (2020). Fake facts: Wie Verschwörungstheorien unser Denken bestimmen. Köln: Quadriga.
Nosek, B. A., Alter, G., Banks, G. C., Borsboom, D., Bowman, S. D., Breckler, S. J., Buck, S., Chambers, C. D., Chin, G., Christensen, G., Contestabile, M., Dafoe, A., Eich, E., Freese, J., Glennerster, R., Goroff, D., Green, D. P., Hesse, B., Humphreys, M., Ishiyama, J., Karlan, D., Kraut, A., Lupia, A., Mabry, P., Madon, T., Malhotra, N., Mayo-Wilson, E., McNutt, M., Miguel, E., Levy Paluck, E., Simonsohn, U., Soderberg, C., Spellman, B. A., Turitto, J., VandenBos, G., Vazire, S., Wagenmakers, E.-J., Wilson, R., Yarkoni, T. (2015). Promoting an open research culture. Science, 348 (6242), 1422–1425. https://doi.org/10.1126/science.aab2374 (14.09.2021).
Perezgonzalez, J. D. (2015). Fisher, Neyman-Pearson or NHST? A tutorial for teaching data testing. Frontiers in Psychology, 6 (223). https://doi.org/10.3389/fpsyg.2015.00223 (14.09.2021).
Piaget, J. (1970). Genetic epistemology. New York: The Norton Library.
Platon (1999). Werke in acht Bänden. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
Pongratz, L. J. (1967). Problemgeschichte der Psychologie. Bern: Francke.
Popper, K. (1935). Logik der Forschung. Zur Erkenntnistheorie der modernen Naturwissenschaft. Wien: Springer.

Popper, K. (1972). Objective knowledge. An evolutionary approach. New York: Oxford University Press.
Priest, G. (2017). Logic: A very short introduction (Second edition). New York: Oxford University Press.
Ranehill, E., Dreber, A., Johannesson, M., Leiberg, S., Sul, S., Weber, R. A. (2015). Assessing the robustness of power posing: No effect on hormones and risk tolerance in a large sample of men and women. Psychological Science, 26 (5), 653–656. https://doi.org/10.1177/0956797614553946 (14.09.2021).
Ranke, L. von (1942). Geschichte und Politik. Ausgewählte Aufsätze und Meisterschriften. Stuttgart: Alfred Kröner.
Rauthmann, J. F., Gallardo-Pujol, D., Guillaume, E. M., Todd, E., Nave, C. S., Sherman, R. A., Ziegler, M., Jones, A. B., Funder, D. C. (2014). The Situational Eight DIAMONDS: A taxonomy of major dimensions of situation characteristics. Journal of Personality and Social Psychology, 107 (4), 677–718.
Reichenbach, H. (1938). Experience and prediction. Chicago: Chicago University Press.
Richter, V. (1967). Kritischer Realismus und moderne Physik. Zeitschrift für katholische Theologie, 89 (1), 59–61.
Riessman, C. K. (2008). Narrative methods for the human sciences. Los Angeles u. a.: Sage Publications.
Ritchie, S. J., Wiseman, R., French, C. C. (2012). Failing the future: Three unsuccessful attempts to replicate Bem's »retroactive facilitation of recall« effect. PloS One, 7 (3), e33423. https://doi.org/10.1371/journal.pone.0033423 (14.09.2021).
Rombach, H. (1988). Über Ursprung und Wesen der Frage. Freiburg i. Brsg./München: Karl Alber.
Rosenthal, R. (1979). The file drawer problem and tolerance for null results. Psychological Bulletin, 86 (3), 638–641. https://doi.org/10.1037/0033-2909.86.3.638 (14.09.2021).
Rudin, C. (2019). Stop explaining black box machine learning models for high stakes decisions and use interpretable models instead. Nature Machine Intelligence, 1 (5), 206–215. https://doi.org/10.1038/s42256-019-0048-x (14.09.2021).
Said, N., Engelhart, M., Kirches, C., Körkel, S., Holt, D. V. (2016). Applying mathematical optimization methods to an ACT-R instance-based learning model. PLoS ONE, 11 (7), 1–19. https://doi.org/10.1371/journal.pone.0158832 (14.09.2021).
Saint-Mont, U. (2011). Statistik im Forschungsprozess. Eine Philosophie der Statistik als Baustein einer integrativen Wissenschaftstheorie. Berlin: Physica-Verlag.
Scheler, M. (1921). Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik. Halle: Niemeyer.
Schmid, U. (2009). Formalismus. In J. Schneider (Hrsg.), Methodengeschichte der Germanistik (S. 155–170). New York: De Gruyter.
Schmid, U., Tresp, V., Bethge, M., Kersting, K., Stiefelhagen, R. (2021). Künstliche Intelligenz – Die dritte Welle. In R. H. Reussner, A. Koziolek, R. Hein-

rich (Hrsg.), Informatik 2020. Back to the future (S. 91–95). Bonn: Gesellschaft für Informatik.
Schmitz, H. (2005). Situationen und Konstellationen. Wider die Ideologie der totalen Vernetzung. Freiburg: Karl Alber.
Schönpflug, W. (2000). Geschichte und Systematik der Psychologie. Ein Lehrbuch für das Grundstudium. Weinheim: Beltz, PsychologieVerlagsUnion.
Schott, E. (1991). Psychologie der Situation. Humanwissenschaftliche Vergleiche. Heidelberg: Asanger.
Schütz, A. (1982). Das Problem der Relevanz. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Schütz, A. (2003). Strukturen der Lebenswelt. Konstanz: UVK-Verl.-Ges.
Sedikides, C. (2008). Introduction to the special issue: From philosophical thinking to psychological empiricism. Perspectives on Psychological Science, 3 (1), 1. https://doi.org/10.1111/j.1745-6916.2008.00055.x.
Sen, A. K. (1977). Rational fools: A critique of the behavioral foundations of economic theory. Philosophy & Public Affairs, 6 (4), 317–344.
Serrano, J. I., del Castillo, M. D., Carretero, M. (2014). Cognitive? Science? Foundations of Science, 19 (2), 115–131.
Simon, H. A. (1959). Theories of decision making in economics and behavioural science. American Economic Review, 49, 253–283.
Simon, H. A., Lea, G. (1974). Problem solving and rule induction: A unified view. In L. W. Gregg (Ed.), Knowledge and cognition (pp. 105–127). Potomac, MD: Lawrence Erlbaum Associates.
Smaldino, P. E. (2020). How to translate a verbal theory into a formal model. Social Psychology, 51 (4), 207–218.
Spencer, H. (1855). Principles of psychology. London: Longman, Brown, Green, and Longmans.
Spranger, E. (1980). Gesammelte Schriften. Band VI. Grundlagen der Geisteswissenschaften. Tübingen: Niemeyer.
Stern, W. (1914). Psychologie der frühen Kindheit bis zum sechsten Lebensjahre. Mit Benutzung ungedruckter Tagebücher von Clara Stern. Leipzig: Quelle & Meyer.
Sternberg, R. J. (2004). Culture and intelligence. American Psychologist, 59 (5), 325–338. https://doi.org/10.1037/0003-066X.59.5.325 (14.09.2021).
Strasser, S. (1964). Phänomenologie und Erfahrungswissenschaft vom Menschen. Berlin: De Gruyter.
Straub, J. (2010). Psychologische Anthropologie im Zeichen von Humanismus und Antihumanismus. In J. Rüsen (Hrsg.), Perspektiven der Humanität. Menschsein im Diskurs der Disziplinen (S. 317–372). Bielefeld: Transcript.
Streubel, T. (2016). Kritik der philosophischen Vernunft: Die Frage nach dem Menschen und die Methode der Philosophie. Versuch einer methodologischen Grundlegung. Wiesbaden: Springer VS.
Suppes, P., Krantz, D. Luce, D., Tversky, A. (1989). Foundations of measurement. Vol. II. Geometrical, threshold and probabilistic representations. San Diego u. a.: Academic Press.
Teetor, P. (2011). R cookbook: Proven recipes for data analysis, statistics, and graphics. Sebastopol, CA: O'Reilly.

Thomae, H. (1960). Der Mensch in der Entscheidung. München: J. A. Barth.
Traut-Mattausch, E., Frey, D., Peus, C. (2008). The psychology of *homo economicus.* Zeitschrift für Psychologie, 216, 195–197. https://doi.org/10.1027/0044-3409.216.4.195 (14.09.2021).
Traxel, W. (1976). Der Gegenstand der Psychologie als Produkt und Problem psychologischen Denkens. In G. Eberlein, R. Pieper (Hrsg.), Psychologie – Wissenschaft ohne Gegenstand? (S. 105–139). Frankfurt a. M.: Campus.
Tukey, J. W. (1977). Exploratory data analysis. Reading, MA u. a.: Addison-Wesley.
Wagenmakers, E.-J., Beek, T., Dijkhoff, L., Gronau, Q. F. (2016). Registered Replication Report: Strack, Martin, & Stepper (1988). Perspectives on Psychological Science, 11 (6), 917–928. https://doi.org/10.1177/1745691616674458 (14.09.2021).
Wagenmakers, E.-J., Wetzels, R., Borsboom, D., van der Maas, H. L. J. (2011). Why psychologists must change the way they analyze their data: The case of psi: Comment on Bem (2011). Journal of Personality and Social Psychology, 100 (3), 426–432. https://doi.org/10.1037/a0022790 (14.09.2021).
Walach, H. (2005). Wissenschaftstheorie, philosophische Grundlagen und Geschichte der Psychologie. Eine Einführung. Stuttgart: Kohlhammer.
Warne, R. T. (2018). Statistics for the social sciences. A general linear model approach. New York: Cambridge University Press.
Wendler, H. (2021). Deus Absconditus! Homo Absconditus. Animal Absconditum? In E. Norman Dzwiza-Ohlsen, A. Speer (Hrsg.), Philosophische Anthropologie als interdisziplinäre Praxis: Max Scheler, Helmuth Plessner und Nicolai Hartmann in Köln – historische und systematische Perspektiven (S. 173–193). Paderborn: Brill mentis.
Wendt, A. N. (2020a). Phänomenologische Psychologie. In G. Mey, K. Mruck (Hrsg.), Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie, Bd. 1 (S. 101–124). Wiesbaden: Springer.
Wendt, A. N. (2020b). The qualitative face of big data: Live streaming and ecologically valid observation of decision-making. Journal of Dynamic Decision Making, 6 (3), 1–13. https://doi.org/10.11588/jddm.2020.1.69769 (14.09.2021).
Wendt, A. N., Funke, J. (2020). Psychologie über Geschichte oder übergeschichtliche Psychologie? In G. Jüttemann (Hrsg.), Psychologie der Geschichte (S. 102–110). Lengerich: Pabst.
Wenke, D., Frensch, P. A., Funke, J. (2005). Complex problem solving and intelligence: Empirical relation and causal direction. In R. J. Sternberg J. E. Pretz (Eds.), Cognition and intelligence: Identifying the mechanisms of the mind (pp. 160–187). New York: Cambridge University Press. https://doi.org/10.1017/cbo9780511607073.010 (14.09.2021).
Wenskus, O. (2016). Die angebliche Vorhersage einer Sonnenfinsternis durch Thales von Milet. Hermes, 144 (1), 2–1716.
Westermann, R. (1987). Strukturalistische Theorienkonzeption und empirische Forschung in der Psychologie: Eine Fallstudie. Berlin/Heidelberg: Springer.
Westermann, R. (2000). Wissenschaftstheorie und Experimentalmethodik. Ein Lehrbuch zur Psychologischen Methodenlehre. Göttingen u. a.: Hogrefe.
Westermann, R. (2004). Strukturalistische Theorienkonzeption und deduktive

Forschungsmethodologie. In E. Erdfelder, J. Funke (Hrsg.), Allgemeine Psychologie und deduktivistische Methodologie (S. 56–71). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
Wikipedia (2021). Stichwort: Theorie. https://de.wikipedia.org/wiki/Theorie (Zugriff am 07.09.2021).
Windelband, W. (1894). Geschichte und Naturwissenschaft. Rede zum Antritt des Rectorats der Kaiser-Wilhelms-Universität Strassburg. Straßburg: Heitz & Mündel.
Wissenschaftsrat (2015). Zum wissenschaftspolitischen Diskurs über Große gesellschaftliche Herausforderungen. Positionspapier. Berlin/Köln: Wissenschaftsrat. https://www.wissenschaftsrat.de/DE/Home/home_node.html (14.09.2021).Wüstenberg, S., Greiff, S., Funke, J. (2012). Complex problem solving—More than reasoning? Intelligence, 40 (1), 1–14. https://doi.org/10.1016/j.intell.2011.11.003 (14.09.2021).
Yarkoni, T., Westfall, J. (2017). Choosing prediction over explanation in psychology: Lessons from machine learning. Perspectives on Psychological Science, 12 (6), 1100–1122. https://doi.org/10.1177/1745691617693393 (14.09.2021).
Yaron, I., Melloni, L., Pitts, M., Mudrik, L. (2021). The consciousness theories studies (ConTraSt) database: Analyzing and comparing empirical studies of consciousness theories [BioRxiv]. https://doi.org/10.1101/2021.06.10.447863.
Zahavi, D. (2014). Self and other: Exploring subjectivity, empathy, and shame. New York: Oxford University Press.
Zander, F. (2018). Hegels Kritik am Formalismus Kants und Friedrich Schlegels. In M. Forster, J. Korngiebel, K. Vieweg (Hrsg.), Idealismus und Romantik in Jena (S. 249–263). Paderborn: Wilhelm Fink.
Zeh, H. D. (2012). Physik ohne Realität: Tiefsinn oder Wahnsinn? Berlin/Heidelberg: Springer.
Zurhorst, G. (1991). Die Erneuerung der philosophisch-anthropologischen Grundlagen der Psychologie. Psychologie und Gesellschaftskritik, 15 (1), 5–11.

Christoph Hubig

Nachwort zum Abschluss der Reihe »Philosophie und Psychologie im Dialog«

Wenn »zum Abschluss« einer langen Reihe von Dialogen zwischen Forschenden aus der Psychologie und der Philosophie ein Nachwort angebracht ist, kann und soll dies nicht bedeuten, dass in einer Art Bilanzierung die wichtigsten Erträge zusammenzufassen und zu bewerten wären. Abgesehen von Theodor W. Adornos Diktum, dass das, was sich wahrhaft zusammenfassen ließe, in seiner umfänglichen Fülle überflüssig sei, würde ein solcher zusammenfassender »Abschluss« – buchstäblich verstanden – suggerieren, dass alles Wesentliche gesagt, die Spielräume ausgelotet und eine Fortsetzung (zunächst) nicht erforderlich sei. Sprechen wir also lieber vom »Ende« einer Reihe, bedingt durch vielerlei Gründe, wie jedes wissenschaftliche Projekt jedoch dadurch charakterisiert, dass ein solches Ende immer ein offenes sein und bleiben muss, weil Wissenschaft ihr Selbstverständnis als dasjenige eines Prozesses hat. Dieser kann sich nicht mit irgendwelchen »Abschlüssen« zufriedengeben (wie es dennoch hin und wieder in der Wissenschaftsgeschichte der Disziplinen vorkam, z. B. der Physik Ende des 19. Jahrhunderts).

Wird nun in diesem letzten Band »Wohin steuert die Psychologie?« hingegen ein »Ausrichtungsversuch« unternommen, so mag dies auf den ersten Blick als vermessenes Unterfangen erscheinen. Obliegt es denn nicht der Eigendynamik der Disziplinen selbst, angesichts mannigfacher Ausrichtungsversuche sich als Kollektiv zu entwickeln, von dem man dann retrospektiv sagen kann, dass es in der und der historischen Situation dort oder dorthin »gesteuert« sei? Ein solcher Ausrichtungsversuch, gar verbunden mit einem Anspruch auf Steuerung, liegt aber eben nicht vor. Vielmehr führt

die Fragestellung, die psychologisch-fachspezifisch erscheinen mag (warum sollten sich dann Philosophierende dafür interessieren?), Ansätze, Arbeits- und Argumentationslinien, Befunde und Ergebnisse aus den Bereichen der Philosophie und der Psychologie in einer spezifischen Weise zusammen, die nicht nur erinnernde Rückblicke auf die Behandlung von Einzelthemen dieser Reihe erlaubt (retrospektiv), sondern Begründungen für die Entwicklung eines Vorschlags gewinnt, wie der Prozess fortzusetzen wäre (prospektiv). Der Ausrichtungsversuch stellt nämlich nicht ein Reiseziel vor, sondern vielmehr, um im Bild zu bleiben (das von Immanuel Kant stammt), einen »Kompass« sowie eine (strukturierte) »Landkarte«. Beides zusammen erlaubt ein Sich-Orientieren über einzuschlagende Richtungen und optionale Wege sowie die Bestimmung des eigenen Standortes, von dem aus eine mögliche Reise weitergehen und eine *terra incognita* erkundet werden kann. Indem die »Bedingung der Möglichkeit (einer solchen Reise) in Erinnerung« gerufen und »eine Hilfe entwickelt wird, die Bedingung der Möglichkeit für die Ausrichtung zu finden«, stellt sich der Ansatz bis in die Terminologie hinein als Vorhaben dar, das Kant-analog nicht eine Orientierung dogmatisch vorgeben, sondern auf ein »Sich-im-Denken-Orientieren« aus ist (S. 17 f.; 40; vgl. Kant, Ausg. Weischedel 5, 267–283). Und auch der Einsatz des Titelworts »Kritik« erfolgt dabei im Kantischen Sinne, sofern damit nicht die Verwerfung oder Zurückweisung des Kritisierten verbunden ist, sondern um dessen Analyse »in Ansehung der Grenzen«, wie sie mit Blick auf Ansätze und Arbeitslinien empirischer Psychologie angebracht wird.

Dass die theoretische Psychologie mit ihren Leistungen und Problemen im Fokus steht, bedeutet nun keineswegs, dass die Aufgabenstellung des Gesamtprojekts der Reihe auf ein Spezialproblem der Psychologie als Disziplin verengt würde: Denn die theoretische Psychologie ist sozusagen der Brennpunkt, in dem sich philosophische und psychologische Fragehaltungen, Theorieangebote und grundbegriffliche Klärungen beider Seiten treffen, verbinden oder abstoßen, auf der Ebene eines Diskurses, der nun als solcher auf dem Prüfstand steht.

Warum sollte eine solche Diskursebene (weiterhin) erforderlich sein, als diejenige einer »theoretischen Psychologie« sowie einer »Erkenntnislehre der Psychologie«? Würde nicht Wissen-

schaftstheorie mit ihren grundbegrifflichen Klärungen (zu »Naturgesetz«, »Modell« und »Modellbildung«, »Experiment«, »Methoden der Validierung/Verifikation/Falsifikation« etc.) spezifiziert auf Problemlagen und methodische Ansätze in der Psychologie hier auf der einen Seite eine hinreichende Theorieebene des Reflektierens abgeben können? Und würde sich dies nicht sinnvoll ergänzen mit einem empiristischen Theoriekonzept im engeren Sinne, welches unter »Theorie« ein stufenmäßig gegliedertes System von Hypothesen versteht, deren Wahrmacher empirisch gewonnene Ergebnisse und ihre Binnenrelationen ausmachen, sodass dazwischen kein Raum mehr für eine theoretische Psychologie verbliebe? Diese – so die Gegenthese – habe die forschungslogische Möglichkeit empirischer Psychologie zu schaffen, und eine Erkenntnislehre der Psychologie habe ihrerseits die Voraussetzungen dieser Möglichkeit zu untersuchen. Wenn ein solcher Raum postuliert wird, muss dies damit begründet werden, dass die Wissenschaftstheorie auf der einen und die Empirie (als Inbegriff methodischer Gewinnung von Kenntnissen über Sachverhalte und Sachlagen) Grenzen aufweisen, die sie von ihrer Anlage her aus eigener Kraft nicht überschreiten können. Hierzu werden in diesem Text eine ganze Reihe von Fragestellungen, Aspekten der Problembehandlung, methodischen Desideraten und kritischen Argumenten geltend gemacht, die – der gebotenen Kürze geschuldet – allenfalls als Titelworte aufzurufen sind.

Bevor dies geschieht, sei eine kleine Erinnerung an Hegel erlaubt, der sich dieser Problematik in grundlegender Weise gestellt hat, wie sie in solcher Radikalität selten angeführt wird. Als Idealist verkannt – er hat sich oft genug kritisch zu verschiedenen Ausprägungen des Idealismus geäußert – führt er im Rahmen seiner Architektonik einige Unterscheidungen ein, die sich in ausbuchstabierter Form in der gegenwärtigen Diskussion zum Thema »Theorie« leicht wiederfinden lassen. Hegel unterscheidet bekanntlich strikt zwischen zwei Aussageformen, die sich in ihrer logischen Grammatik unterscheiden: den prädikativen Urteilen (»S ist P«) und den sogenannten spekulativen Sätzen (»Das S ist das P«). Erstere repräsentieren Etwas als etwas, als »Vorstellung« (Hegel) und gehören in die Sphäre der Verstandestätigkeit, die solche Vorstellungen bildet, sie verknüpft, sie verwirft und durch andere ersetzt

etc. Auf der Basis von Modellen (»des Spiels der Kräfte«) soll der Irritation der Vorstellungen angesichts ihres ständigen Andersseinkönnens begegnet werden. Aber auch die Modelle sind nichts anderes als höherstufige Repräsentationen, bis hin zu dem Punkt, dass das Repräsentieren als Repräsentationen stiftende Tätigkeit sich selbst nicht zu repräsentieren vermag. Denn solcherlei würde in die Paradoxien und Antinomien der Selbstbezüglichkeit führen – aus diesem Grund können z. B. künstliche intelligente Systeme auch kein Selbstbewusstsein bilden, sondern allenfalls »Selbstmodelle«. In spekulativen Sätzen hingegen drücken wir aus, wie wir ein Etwas als etwas *begreifen,* sodass es uns zum Gegenstand wird; wir führen uns in solchen Sätzen unser eigenes Begreifen vor, und zwar nicht, worauf Hegel explizit hinweist, um uns hiervon eine Vorstellung zu bilden, uns gleichsam »erbaulich« beim Begreifen zuzusehen, sondern um in der Performanz, in der wir spekulative Sätze aussprechen, unsere Anerkennung dieses Begreifensaktes und uns selbst als diesen Begreifungsakt anerkennend aussprechen, ausdrücken, zeigen. Neben der Sphäre der Verstandestätigkeit, des Bewusstseins, welches *er*kennt, findet sich hier die Sphäre der Vernunft, die im Medium der Sprache mit Grundbegrifflichkeiten umgeht und im Modus der *Aner*kennung einschließlich derjenigen der Subjekte als sich wechselseitig als anerkennend anerkennend den »Sinn« der jeweiligen Begrifflichkeit verhandelt. Insofern kann Jörn Rüsen im vorletzten Band der Reihe sagen: »Der Sinn des Sinnes ist der Mensch.«

Der Akt des (jeweiligen) Anerkennens findet freilich nicht im luftleeren Raum statt, wie es ein dezisionistischer Nominalismus unterstellen mag. Vielmehr ist er eingebettet und wird geleitet unter und durch Systeme von Regeln, die Hegel als »objektiver Geist« (und mit ihm Wilhelm Dilthey als »sittliche Mächte«) charakterisiert. Eine solche Dimension rechtfertigender Regeln – der »Raum der Gründe« – sind unverzichtbar, denn sonst wären die Anerkennungsakte genauso kontingent wie das als Realität Erkannte in seiner Kontingenz.

Freilich sind diese orientierenden Voraussetzungen, die sich in Präsuppositionen ausdrücken, nicht determinierend, sondern transitiv-orientierend, weil sich die Subjekte zu ihnen verhalten können und über Akte des Regelfolgens und die Erfahrungen, die

dabei entstehen, diese Regeln modifizieren. Diese Erfahrungen präsentieren sich als Hemmnisse und Widerständigkeit bei der Konzeptualisierung von Zielen und Ansprüchen ihrer Realisierung überhaupt (nicht bloß einer technischen Widerständigkeit), was manche in der internationalen neueren Hegelforschung veranlasst, von Hegel als einem (nicht empirisch-funktional verengten) »Pragmatisten« zu sprechen. Es geht dann um die Wahrheit von Begriffen (nicht eine propositionale Wahrheit), welche Jürgen Habermas als »Adäquatheit« übersetzt hat (S. 41 »sachgerecht«). Wenn über Grundbegriffe reflektiert wird, bildet sich, wie es Hegel ausdrückt, über die Realität hinaus »Wirklichkeit«, als dasjenige, »was wirken kann«. Es geht also um die Bestimmung von Möglichkeitsräumen, innerhalb derer Wirkungen freigelegt werden.

Dass jene Hegel'sche Unterscheidung vielleicht ganz fruchtbar ist, zeigt sich beim Versuch, die philosophischen und die psychologischen Beiträge in den Dialogen idealtypisch zu charakterisieren: Auf psychologischer Seite (wie aufseiten der Fachdisziplinen überhaupt) dominiert ein prädikatives Urteilen samt Begründungen für die Relationierung solcher Urteile in allgemeineren Urteilen; dabei werden Grundbegrifflichkeiten eher implizit eingesetzt (was auch sonst) und leiten die Begriffswahl bei den konkreten Prädikationen. Auf philosophischer Seite hingegen finden sich oftmals Setzungen in der logisch-grammatischen Form von spekulativen Sätzen, wobei in der Pluralität solcher Setzungen und »An-Sätze« nicht selten der Blick von der Rechtfertigungshypothek, die mit solchen Setzungen einhergeht, abgelenkt scheint bzw. diese Hypothek allenfalls implizit mitgedacht wird. Wenn es um Themen wie »Angst und Furcht«, »Hass und Gewalt«, »Entscheidung«, »Handeln«, »Krankheit und Gesundheit« etc. geht, treffen die beiden Sphären aufeinander und es entsteht eine »Arbeit am Begriff«. Hegel freilich spricht (rätselhaft?) von einer »Arbeit des Begriffs« und signalisiert damit, dass wir nicht als souveräne Subjekte jenseits der Sphäre der Begrifflichkeit stehen, sondern unter den Begriffen, wie sie letztlich in Lebenswelten, Weltbildern, Weltanschauungen einer kollektiven Psyche oder anthropologischen Selbstverständnissen fundiert sind, ihre Prädikationen vornehmen (beim Urteilen) oder die Explorationen und spezielleren Definitionen bzw. Klassifikationen in ihren Begrifflichkeiten bewerkstelligen

(in spekulativen Sätzen). Bestimmungen dazu, was Intelligenz, Problemlösen, Leben, ein seelisches Phänomen, Leib, Selbstsein etc., um weitere Themen der Reihe zu nennen, »ist«, können sowohl in prädikativer Form (meistens mit empirischem Gehalt) oder in Form einer grundbegrifflichen Reflexion vorgelegt werden. Wenn es z. B. um »Naturgesetze« (auch der menschlichen Natur) im Rahmen der Ausprägung systematischer Forschung als nomothetischer Forschung geht (S. 21), kann es sich nach nominalistischer Auffassung um wahre Gesetzesaussagen handeln, als Konditionalsätze über Sukzessionen. Ihre Wahrmacher sind Gesetzmäßigkeiten. In universalienrealistischer Auffassung hingegen sind Naturgesetze nicht wahre Gesetzesaussagen, sondern das, was Gesetzesaussagen selbst wahr macht. Diese Wahrmacher beständen als solche in der Welt, z. B. als idealisierte Beziehungen von physikalischen Grundgrößen. Dabei stehen wir vor dem Dilemma, dass von den drei für Naturgesetze klassisch reklamierten Merkmalen »wahr«, »empirisch gehaltvoll« und »strikt« (ausnahmslos) je nach Ansatz jeweils eines zugunsten der anderen geopfert werden muss. Das schreibt sich in die Architektur der Modelle fort: Aus modellplatonistischer Sicht sind Gesetze strikt und wahr, repräsentieren aber nicht die konkrete empirische Welt; aus Sicht der Vertreter einer ceteris-paribus-Auffassung von Gesetzen sind diese wahr und empirisch gehaltvoll, aber nicht strikt; aus instrumentalistischer Sicht, die auch kontrafaktische Modelle erfolgreich zum Einsatz bringt, erscheinen Gesetze als strikt und empirisch gehaltvoll, nicht aber als wahr. Je nach Problemlage wäre zu beurteilen und zu bewerten, auf welchem Gesetzeskonzept die Modelle beruhen, bzw. ob sie als Gesetzestyp dabei der Problemlage adäquat gefasst sind. Solche Fragen können weder empirisch noch auf Basis nominalistischer Definitionen entschieden werden.

Es ist dies der Ort, an dem die Hintergründe zu reflektieren sind, die unser Selbstverständnis, das Verständnis einer Problemlage und die Erwartungen an Problemlösungen prägen. Und es ist der Ort, an dem im Zuge einer solchen Reflexion der Grundbegrifflichkeiten ersichtlich wird, dass die einschlägigen normierenden und orientierenden Regelsysteme selbst einem historischen Wandel unterliegen, dessen Historizität als eine Historizität der Lebenswelten nicht bloß als Vergangenes qua Bildungswissen vermittelt wird.

Vielmehr wird im Zuge dieser Vermittlung ihrer Ausprägungen in Gestalt von Verengungen und Erweiterungen der Raum selbst relativ zu gegenwärtigen Standpunkten wieder eröffnet und erweitert: Ein »Standpunkt«, von David Hilbert ironisch bestimmt als »Horizont mit Radius Null«, ist auf diese Weise mit einem Horizont zu konfrontieren, der, so Wilhelm Dilthey in seiner Bestimmung des »Verstehens«, einen »weiten Raum von Möglichkeiten eröffnet, die in der Determination seines [des Menschen] wirklichen Lebens nicht vorhanden sind« (Dilthey, Ges. Schriften VII, 215). Neben der Anschlussstelle an eine historische Psychologie, die hier für eine theoretische Psychologie zu fordern ist, wird Weiteres ersichtlich: Erst (und nur) über die Tätigkeit des Verstehens wird ein »objektiver Geist«, wie er uns orientiert und zu dem wir uns in ein Verhältnis setzen müssen, zugänglich. Wie ist das zu denken, wenn sich doch nach gängiger Auffassung das Verstehen auf ein individuelles fremdpsychisches richtet, dessen Sinnartikulation sich an einzelnen Zeugnissen dokumentiert? Eine solche Ausrichtung, so Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher, verlöre sich in einer »verkleinernden Kleinlichkeit«, da die Freilegung des Sinns einer einzelnen Äußerung nicht ein »Ziel«, sondern ein »Mittel« sei, »um die Totalität des Möglichen wiederzugewinnen, um unser Selbst und andere zu befruchten«. Dilthey selbst hat beim Versuch einer Klärung von »Erlebnis« vorgeführt, dass dieses gefasst werden kann als mittels eines Erlebnisausdrucks aus dem Erlebnisstrom herausgegliedertes Ereignis, wobei der Erlebnisausdruck, durch welches dieses identifiziert wird, seinen Sinn erhält auf der Basis »materialer Kategorien« (als Regeln des Identifizierens), im aktuellen Zusammenhang übersetzbar als Regeln eines kollektiven Psychischen in seiner Historizität, welche ihrerseits zugänglich werden im Modus eines Verstehens, welches Selbstzeugnisse/Selbstbiografien auf die dort in Anschlag gebrachten Regeln hin untersucht. Unter solchen Regeln des »Bedeutens« wird die »Bedeutsamkeit« eines Erlebnisses für den Erlebenden in seiner Qualität konstituiert (S. 34 f.; vgl. Dilthey, VII, 191 ff.). Man muss nicht diesen Ansatz im Detail übernehmen, kann aber hier eine Architektur entdecken, die für den Umgang mit Grundbegrifflichkeiten in psychologischer Absicht überhaupt fruchtbar ist: Den Sinn der Grundbegriffe, der – so wie ihn die moderne Sprachphilosophie fasst – nicht neben der Referenz als

eine eigene ontologisch irgendwo zu verortende Entität zu fassen ist, sondern als Regel der Zuordnung zu dem entsprechenden Referenten. Und Regeln sind solche nur als kollektiv anerkannte im Rahmen der Historizität von Lebenswelten (S. 29–33).

Ist Wissenschaftstheorie so ausgerichtet, dass sie die Strenge der Verfahrenspraxis bloß rein formal modelliert und überprüft, so hat sie die Möglichkeit, Theorien bezüglich ihrer »Sachgerechtigkeit«, Adäquatheit, zu erwägen (S. 41). Wenn zur Rechtfertigung des Einsatzes von Grundbegriffen auf eine gemeinsam geteilte Lebenspraxis verwiesen wird, die sich in der Historizität von »Sprachspielen« als Gesamtheit von sinnverkörpernden Regeln artikuliert, bedeutet dies nicht, dass man sich einem »Survival of the fittest« als Kriterium für die Evolution von Sprachspielen oder von Theorien in ihrem Pluralismus ausliefern müsste. Denn dieses »Prinzip« verweist auf nichts anderes als eine fehlende Reflexion der darin angeführten Grundbegriffe: »Fitness« bestimmt sich durch »Überleben«, und letzteres wird auf erstere zurückgeführt – ein spekulativer Satz im Hegel'schen Sinne, der so lange tautologisch bleibt, wie nicht dieses Begreifen mit einer Lebenspraxis konfrontiert wird, die ein solches Prinzip »in Ansehung seiner Grenzen« (Kant) reflektiert und entsprechend eine Fülle von Evolutionstheorien gezeitigt hat, mit jeweils regional begrenzter Erklärungs-, Retrodiktions- und (meist abgestrittener) Prognosefähigkeit. Wenn man sich nicht in solchen »Labyrinthen von Präsuppositionen« verlieren will (S. 57), die in den Begriffen selbst, ihrem »Bedeutungshof«, verborgen sind und sich in den entsprechenden »nomologischen Netzwerken« vorführen, ist eine psychologische Anthropologie aufgerufen, die den Menschen nicht auf ein Menschenbild reduziert, sondern jene Menschenbilder als Repräsentationen verhandelt (S. 81). »Sich ein Bildnis zu machen« setzt sich darüber hinweg, die Dignität von Personen (auch und gerade von Versuchspersonen) in dem Sinne anzuerkennen, dass diese sich zu den »Setzungen der philosophischen Anthropologie« (wie sie Martin Heidegger moniert) selbst immer in einen Bezug bringen müssen. So wie es die moderne philosophische Anthropologie inzwischen ablehnt, mit solchen Setzungen zu arbeiten, so hilfreich ist eine psychologische Anthropologie, die die Genese solcher Setzungen und ihren Fundierungscharakter freilegt (S. 91). Kurz: »Die Arbeit der theoretischen Psychologie

besteht folglich darin, zu explizieren, welche konzeptuellen Vorannahmen und Implikationen in empirischen Projekten gegeben sind, um ihre eigentliche Bedeutung zum Vorschein zu bringen« (S. 108). Wenn von philosophischer Seite oft zirkuläre Begründungsverhältnisse zwischen Begriffen, fortgeschrieben in Modellen und Versuchsanordnungen, verwiesen wird (plakativ am Beispiel von »Stimulus« und »Response«), und wenn in solchen Verhältnissen die Wurzel eines Pluralismus von Paradigmen, Modellen und Theorien, den jeweiligen Präsuppositionen geschuldet, gesehen wird, die alle mit monistischem Anspruch auftreten, können diese Spannungen nicht auf dem Wege der Ausrufung eines wiederum höherstufigen Monismus gelöst werden. Und noch weniger könnte hier ein Falsifikationismus als Rationalitätsgarant für das Vorgehen zur Geltung kommen, wie er sich bisweilen in flachen Studierendenwitzen ausdrückt der Art: »Wieso sollte die Beobachtung eines schwarzen Schwans die Hypothese, dass alle Schwäne weiß sind, falsifizieren können? Es kann sich hier nicht um einen Schwan handeln, denn alle Schwäne sind ja weiß.« Nur eine Streitkultur (S. 112 ff.), die die unverzichtbaren »Standpunkte« wieder in einen »Horizont« stellt, eröffnet die Suchräume, in denen kreativ den Ahnungen fehlender Angemessenheit und Vorahnungen darüber, wie weniger restriktive Lösungsansätze auszusehen hätten, nachgegangen werden kann. Hier wird »Enttäuschung« in einem Sinne zu rehabilitieren sein, der weit vom Enttäuschungseffekt eines falsifizierenden Befundes entfernt ist (Hegels »Hemmung«, Widerständigkeit einer »negativen Formierung«). Es handelt sich um Enttäuschungen am geläufigen Sich-Auskennen, und insofern um kollektive Enttäuschungen, auf deren Basis sich Lebenswelten reformieren. Hierbei kann und muss eine Streitkultur Katalysator sein, indem sie eine »Landkarte« mit Aufweis der Grenzen erarbeitet (und nicht aus der Landkarte ausschließt) und zur Ausrichtung einen Kompass anbietet, mittels dessen vom eigenen Standpunkt aus das zu erschließende Unbekannte ersichtlich und eine Ausrichtung auf dieses ermöglicht werden. Das schließt ein, dass bisher Bekanntes und Geläufiges wieder zum Unbekannten gerät (wie es z. B. beim »Placebo« geschehen ist, der vom technischen Instrument der Überprüfung von Wirksamkeit angesichts von »Überschussphänomenen« zum neuen spezifischen Forschungsobjekt mutierte).

Wie in dieser gesamten Reihe zeigt sich in deren letzter Abhandlung, dass ohne Integration des hintergründigen »Dreiecks« von Phänomenologie, recht verstandener Anthropologie (also nicht einer von Menschen»bildern«) und historischer Rekonstruktion eine Reflexion und Validierung der Grundbegrifflichkeiten, die die nomologischen Netzwerke tragen, nicht möglich ist. Dafür ist den Beiträgerinnen und Beiträgern der Dialoge und Kontoversen und den Autoren dieses letzten Bandes zu danken.